Hellstädt und andere Erzählungen.

Erster Band.

Hellstädt

und andere Erzählungen

von

Louise von François.

Erster Band.

Berlin, 1874.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Hellstädt.

Erstes Capitel.

Ein Kamerad.

„Sie haben Schulden, Lieutenant von Stern?"

Der Angeredete schwieg, den Blick starr am Boden, die buschigen Brauen dicht in einander gezogen.

„Antworten Sie, Herr Lieutenant, Sie haben Schulden?"

— „Ja!" — antwortete der Lieutenant fast überlaut.

„Schweigen Sie, Herr Lieutenant! Warum haben Sie Schulden?"

Herr von Stern schwieg befohlenermaßen. Der General fuhr fort:

„Antworten Sie mir! Mir, Lieutenant von Stern. Warum haben Sie Schulden?"

Die bleichen, zusammengekniffenen Lippen des Inquirirten bewegten sich zu einem Gemurmel, aus

welchem der hohe Inquirent einen Laut wie „Verhungern“ herausgehört zu haben schien. „Herr Lieutenant,“ äußerte er mit noch höherer als gewohnter hoher Würde, „General von York hat gesagt, „wenn der Lieutenant hungert, soll er sich der Prärogative seines Standes erinnern.“ Der Prärogative seines Standes! Wissen Sie, was das zu bedeuten hat?“

Herr von Stern verbeugte sich, ein bitteres Lächeln um den Mund.

Der hohe Herr war noch nicht zu Ende. „Erinnern Sie sich des Fundamentalsatzes militairischer Oekonomie, den ich wiederholt vor versammeltem Offiziercorps ausgesprochen habe. „Es giebt große Schulden und es giebt kleine Schulden. Schulden Sie Tausende, Zehntausende, Hunderttausende, so viel Ihnen beliebt. Aber lassen Sie sich nicht mahnen. Kleine Schulden sind allemal unehrenhaft. Und Sie haben kleine Schulden; Sie werden gemahnt. Machen Sie der Sache ein Ende. Unsere Geduld ist erschöpft.“

Der Ankläger pausirte, der Angeklagte glaubte sich entlassen.

— „Haben Excellenz noch etwas zu befehlen?“ — fragte er.

„Allerdings, Herr Lieutenant,“ sagte der General

sich räuspernd, indem er die nicht allzuhohe Gestalt noch straffer als bisher in die Höhe richtete. „Allerdings, die Beschwerden Ihrer unmittelbaren Vorgesetzten häufen sich. Ihr Anzug ist reglementswidrig. Auch in diesem Augenblicke vor mir, Herr Lieutenant! vor mir! Ihr Waffenrock um einen halben Zoll zu kurz; Ihr Hinterhaar um zwei Linien zu lang. Was soll aus einer Armee werden, in welcher derartige Licenzen um sich greifen? Antworten Sie, Herr Lieutenant, verantworten Sie sich, — wenn Sie können!"

Der Inculpat murmelte von Neuem einige unverständliche Laute in seinen hellen, dicken Bart; der hohe Chef runzelte die Stirn.

„Schweigen Sie, Herr, wenn ich rede, Herr, ich! Schweigen Sie und merken auf. Erwägen Sie jedes Wort, Herr von Stern! Sie folgen dem üblen Beispiele vieler Ihrer heutigen Standesgenossen: Sie gehen nicht in Gesellschaft. Man ennuyirt sich, heißt es; man vergißt die Pflicht des Friedenssoldaten, — und wir sind Friedenssoldaten zur Stunde noch. Ich sage nicht die erste Pflicht, wie in meiner Jugend ein vielberufener Commandeur, aber eine der ersten Pflichten ist es allerdings, sich mit Anstand zu ennuyiren. Der

Officier ist dem Berufe nach Edelmann, selbst wenn er von Geburt es nicht ist. Sie sind es auch von Geburt, Herr von Stern, also doppelt. Sie sollen eine Zierde der Gesellschaft sein, so höflich und so tapfer, daß weder Freund noch Feind jemals Ihren Rücken sieht. Ich frage Sie, Lieutenant von Stern, bekundet Ihre Conduite das Streben nach diesem Ruhm eines hocherlauchten Geschlechts? Sie meiden selber den Kreis Ihrer Kameraden, haben sich, — unerhört! — vom Regimentstische ausgeschlossen! Sie halten sich zu Leuten, zu Beschäftigungen, — man sagt es, noch will ich es nicht für gewiß annehmen, — zu einer Gesellschaftsschicht, respectabel in ihrer Art, aber völlig unanstehend für einen Officier. Pünktlichkeit ist die Seele des Soldaten. Sie sind auch heute zu spät auf Parade erschienen: zwei Minuten nach mir, Herr Lieutenant, nach mir! Mit einem Worte, es fehlt Ihnen, so scheint es, der klare Begriff von den Observanzen des Standes, dem Sie anzugehören die Ehre haben. Der Officierstand ist eine Anomalie, hat ein hoher General gesagt. Eine Anomalie, — das heißt, — das will sagen, — nun Sie wissen ja schon, was das sagen will. Denken Sie über meine Rede nach. Ich bin nicht gesonnen, sie zu wiederholen."

Der General schöpfte Athem. Ein Wink mit der Hand verkündete die Entlassung. Herr von Stern entfernte sich. Der Adjutant des Commandeurs, welcher Zeuge dieser Scene gewesen war, folgte ihm nach wenig Augenblicken. Hastig warf er im Vorzimmer den Mantel über, eilte die Treppe hinunter und schaute sich nach dem Kameraden um, den er in einer Seitengasse verschwinden sah. Er wußte nicht, wo derselbe wohnte; sie waren nicht eines Regimentsverbandes, er kannte ihn kaum dem Namen und Ansehen nach. Auch die Standrede des hohen Herrn hatte ihn nicht als Neuigkeit überrascht. In der kurzen Zeit seines Dienstcommandos bei demselben war er schon mehrfältig Zeuge, in früheren Verhältnissen gelegentlich auch wohl Gegenstand ähnlicher Exhortationen gewesen und je stoffreicher sie zu Tage gefördert worden waren, um so humoristischer hatte er sie aufgefaßt.

Auch heute hatte er dem hohen Erguß anfänglich mit mühsam unterdrücktem Lächeln gelauscht, bald aber wurde dieses Lächeln durch ein bängliches Gefühl von seinen Lippen verscheucht. Ein seltsamer Zug von Pein und Grimm in dem hageren, starkknochigen, aber nicht unschönen Gesichte des Kameraden, ein leuchtender Groll in seinen großen, umschatteten, grauen Augen

waren ihm durch's Herz gegangen und als er jetzt dem riesiggliederigen Menschen folgte, der ohne rechts noch links zu blicken, mit zusammengeballten Fäusten und weiten Schritten durch Straßen und Gäßchen bog, da trieb es ihn, als ob er einen Verzweifelnden von schwerem Unheil zurückhalten müsse.

Am äußersten Ende der Vorstadt sah er ihn endlich in einem schmalen, vielstockigen Hause verschwinden. „Hier kann er doch nicht wohnen?“ sagte er, einen Augenblick inne haltend. „Eine Tagereise bis zur Kaserne und gar bis zum Exercierplatz! Freilich mit solchen Siebenmeilenbeinen und Stiefeln schiebt man sich schon vorwärts!“ fügte er lächelnd hinzu, indem sein Blick das eigene zierlich schlanke, glänzende Piedestal mit Wohlgefallen streifte.

Indessen durfte er seinen Mann nicht aus den Augen verlieren. Rasch warf er noch einen Blick nach einem gegenüberliegenden kleinen Hause, einer der wenigen Gärtnerwohnungen, welche in diesem Stadttheil noch nicht von gewerblichen Etablissements verdrängt waren. Da er jedoch keines der drei weißverhüllten, blumenbesetzten Fensterchen von einer bekannten Gestalt eingenommen sah, ging er dem Verfolgten durch die offene Hausthür nach. Er schaute

nach den Schildern an den Thüren rechts und links: „Ein Schlosser; ein Böttcher!“ Er stieg die erste, dämmrige Treppe hinauf: „Ein Kanzleirath; eine Hauptmannswittwe!“ Die zweite: „Ein Schuhmacher, eine Plätterin!“ Nun hielt er inne. Sollte er einen Lieutenant der königlichen Garde unter dem Dache suchen?

Unschlüssig blieb er eine Minute stehen, klopfte endlich und fragte nach dem Lieutenant von Stern. „Oben links!“ lautete die Antwort.

Beklommen kletterte der junge Herr die steile dunkle Stiege hinan. In seinem Leben hatte er in solche Regionen sich nicht verirrt. Die Zweifel der Kameraden an der Respectabilität ihres Regimentsgenossen stiegen in ihm auf. „Was geht der Mensch Dich an?“ fragte er sich. „Wer Pech angreift, besudelt sich,“ fiel ihm sogar ein.

Dennoch trieb eine, wie er meinte unerklärliche Macht ihn vorwärts. Eine sehr erklärliche, meinen wir; wenn die Gewalt eines guten Herzens von dem jungen Blute bis heute auch gedankenlos verspottet worden war.

Endlich stand er vor der bezeichneten Thür im vierten Stock. Die starken Schritte des Lieutenants

im Zimmer auf und ab ließen sein Klopfen überhören. So öffnete er denn uneingeladen und betrat die Schwelle eines Gemachs, in welchem er noch weniger als im übrigen Hause einen Kameraden vermuthet haben würde.

Die Mansarde war geräumig, aber schief, winkelig und so niedrig, daß der baumlange Herr von Stern bequem mit der Hand die Decke hätte erreichen können. Bett, Koffer nebst Helmfutteral, zwei Stühle und ein Tisch mit dem irdenen Waschgeräth bildeten die einzige Decoration der grau getünchten Wände. Nur in der sich schräg absenkenden Fenstervertiefung offenbarte sich eine gewisse luxuriöse Fülle in dem Dasein einer Drechselbank und auf einer roh gezimmerten Tafel zur Seite derselben neben etlichen Büchern und Schreibmaterialien in einem Durcheinander von Zangen, Hämmern, Stiftchen, Leim- und Kleistertöpfchen, wie man sie bei dilettantischen Handwerksbeschäftigungen zu verwenden pflegt.

Ein finsterer Blick des Bewohners empfing den unvermutheten Gast. „Was bringen Sie?“ fragte der Lieutenant mit einer Miene unheilahnender Resignation.

„Nur mich selbst;“ antwortete Herr von Hellstädt lachend, und fügte darauf, indem er dem Ka-

meraden die Hand reichte, mit herzlichem Tone hinzu: „Verzeihen Sie, Herr von Stern, ein unbestimmtes Gefühl, als ob Sie eines Freundes bedürften, hat mich Ihnen nachgetrieben."

Herr von Stern antwortete nicht, aber er preßte des jungen Mannes Hand.

„Sie sind noch fremd hier, lieber Stern," fuhr dieser fort, „selber unter Ihren nächsten Kameraden — —"

„Wie lange werde ich noch Kameraden haben?" murmelte Herr von Stern.

„Sie sehen zu schwarz, Bester. Die Dialektik unseres Gewalthabers hat Sie decontenancirt. Er kam von Parade und war in großherrlicher Laune. Warten Sie einen Manövertag ab und Sie werden ihn in Feldstimmung und in seiner Blücherrolle kennen lernen, in welcher er unseren gerollten Mantel zu verspotten und Officiere von Ihrem Schrot und Korn als den Kern der Armee zu rühmen beliebt. Das heißt, insofern er bei der Fülle seiner Reminiscenzen von Ihrer Person und Lage morgenden Tages überhaupt noch eine Erinnerung behalten hat." —

„Meine unmittelbaren Vorgesetzten werden bei der ersten Gelegenheit sie in seinem Gedächtnisse auf-

frischen,“ versetzte Stern. „Und ihre Beschwerden sind begründet. Ich habe Schulden; ich kann mich nicht halten.“

„Es wird sich arrangiren lassen — —“

„Durch Gehaltsabzüge erst in Jahren.“

„Sollten Ihre Verbindlichkeiten so erheblich sein?“

„Für meine Verhältnisse, ja.“

Herr von Hellstädt simulirte ein Weilchen, dann sagte er: „Verzeihen Sie die Indiscretion, lieber Stern, aber wie viel brauchen Sie?“

„Nahe an — an zweihundert Thaler.“

„Zweihundert Thaler! und das ist — Alles?“ fragte Hellstädt erstaunt, erleichtert und belustigt zu gleicher Zeit.

„Alles!“ wiederholte Stern mit bitterem Klang und einem Blick auf seine kahlen Wände, der zum Schluß mit einer Art von zärtlicher Wehmuth auf der Drechselbank, als seinem einzigen entäußerlichen Besitzthum haften blieb.

Es entspann sich nun zwischen den beiden ungleichen Kameraden ein kurzes, knappes Inquisitorium, in welchem des Jüngeren offene, heitere, herzgewinnende Weise die spröde Scheu des Aelteren überwand. Er hatte kein Vermögen, keinen Zuschuß, keine Hülfe von

Verwandten oder Befreundeten zu erwarten. Mahnungen, ja Klagen aus seiner bisherigen entfernten Garnisonstadt, Klagen von Handwerkern und kleinen Leuten, oft nur wenige Thaler an Werth, „unehrenhafte Schulden", drängten sich bis zu seinen Vorgesetzten heran; gerichtliche Einmischung wurde angedroht. Ein rasches Arrangement oder er war verloren.

„Die Summe soll heute Abend in Ihren Händen sein, lieber Stern," sagte Hellstädt sich erhebend.

Eine brennende Röthe überflammte das Gesicht des traurigen Kameraden. „Diese Hülfe," stammelte er, — „unverdient, — unerwartet fast wie ein Wunder, — ich weiß nicht, was ich sagen soll, Herr von Hellstädt, — Sie — ein mir Fremder —"

„Bah!" unterbrach ihn der Andere lachend. „Nehmen Sie solche Bagatelle doch nicht so ernst. Derartige Verlegenheiten verstehen sich ja unter Kameraden und müssen kameradschaftlich geschlichtet werden. Vor Abend haben Sie Ihr Geld."

Um dem Bestürzten Zeit zu unbemerkter Sammlung zu lassen, trat er dicht an's Fenster, blickte nach dem Gärtnerhause hinüber und nickte einem jugendlichen Mädchenkopf zu, der sich hinter den Scheiben zeigte und seinen Gruß erwiederte. Stern hatte diesen

vertraulichen Austausch bemerkt. „Sie kennen die Damen da drüben?“ fragte er, indem von Neuem eine fast mädchenhafte Röthe sein Gesicht überflog. „Mein Gott ja! Sie tragen einen Namen, Sie gleichen der Jüngeren, — sollten Sie — —“

„Meine Mutter und Schwester,“ entgegnete Hellstädt mit einem Schimmer von Verlegenheit. Er wendete sich nach der Thür; der Andere folgte ihm, er kämpfte mit einem Bedenken, welches die Sorglosigkeit des stattlichen Kameraden bisher nicht hatte aufkommen lassen. Nun faßte er seine Hand und stammelte mit sichtbarer Scheu:

„Ihr großmüthiges Erbieten, Herr von Hellstädt, — werden Sie — ohne eigne Verlegenheit, — können Sie — haben Sie — —?“

„Ich habe Credit,“ unterbrach ihn Hellstädt lachend, drängte ihn in das Zimmer zurück und sprang freieren Herzens als er hinaufgeklommen, die dunklen Treppen hinab. Er grüßte noch einmal nach dem Häuschen gegenüber und eilte durch die stille Vorstadt dem belebteren vornehmen Stadtheile zu.

* *
*

Der stattlich schmucke Officier ging mit leichten, elastischen Schritten. Er hatte in seinen vierund=

zwanzig Jahren wenig von den Nöthen des Lebens wahrgenommen, Zwang und dienstliche Mißhelligkeiten immer frischen Muthes überwunden, verdrießliche Anwandlungen bald in geselligen Kreisen verscherzt; ohne zerstörende Leidenschaften, hatte er den Becher des Genusses zwar niemals von den Lippen gewiesen, aber in genügsamem Instinct nur den Schaum geschlürft, ohne die bittere Neige auszuschöpfen; er träumte von Lorbeeren, ohne sich den Kopf anzustrengen, in welcher Himmelsgegend sie ihm wachsen und ohne das Gift zu analysiren, das ihre Blätter enthalten sollten; die Frauen lächelten ihm, Freunde drückten seine Hand, mürrische Vorgesetzte selber zeigten ihm wohlgefällige Mienen; niemals war ihm sein Stand als eine „Anomalie", niemals zwischen Ehre und Freude, Freiheit und Beschränkung ein Conflict erschienen, der sich mit gutem Humor und guter Lebensart nicht leicht überwinden ließ.

Er summte ein Liedchen zwischen den Lippen und lächelte im Vorwärtsschreiten. Der Dienst freute ihn, den er einem Kameraden erweisen sollte, einem Gleichgestellten, aber in allen Stücken dem Gegensatz seiner selbst, wie er ihn so schroff bis heute nicht beobachtet, kaum geahnet hatte. Zweihundert Thaler! Eine Klei-

nigkeit für ihn, eine Rettung für den Anderen! Zweihundert Thaler! er mußte laut lachen, wenn er an die ernsthafte Bagatelle dachte. Zweihundert Thaler! Besaß er sie? Nichts weniger. Konnte er sie sich verschaffen? Nichts leichter. War er reich? Er hatte noch nie danach gefragt, aber eben darum auch nie daran gezweifelt. Sein Vater gab ihm mit offener Hand so oft er forderte und er glaubte, nicht unbescheiden zu fordern. In der kleinen Garnisonstadt, wo er bis vor Kurzem gestanden, hatte er für den Vermöglichsten des soliden Kürassiercorps gegolten; seine Pferde waren die stattlichsten, Standesliebhabereien, Waffensammlungen, häuslicher Comfort wurden beifällig beneidet. Seit zwei Monaten zu der Garde und in die Umgebung des bekannten Generals versetzt, mußten Bedürfnisse und Ansprüche natürlich sich steigern, ohne daß aber auch hier irgend ein Druck sich fühlbar machte. Er theilte die elegante Beletage seines Vaters, theilte dessen behagliches Junggesellenleben, so weit Dienst, Kameradenverkehr und jugendliche Liebhabereien es gestatteten, ließ sich von ihm in die feinlebigen Kreise einführen, in welchen der joviale, galante, jünglingsfrische Greis eine gerngesehene Erscheinung war und hatte bisher nur zwei oder drei

Mal eine mißstimmende Anwandlung zu überwinden und eine Falte von seiner Stirn zu scheuchen gehabt, wenn er von einem Besuche aus dem kleinen Gärtnerhause kam, nach dessen Fenstern der traurige Kamerad ihn vor wenigen Minuten grüßen sah.

Jetzt betrat er seine Wohnung im vornehmsten Revier und ging unangemeldet in das Zimmer seines Vaters, den er zum Ausgehen gerüstet fand.

Zweites Capitel.

Der Vater.

„Recht, daß Du kommst, mein Junge!“ rief ihm der Baron entgegen. „Laß heute den Kameradentisch und dinire mit mir beim Restaurant. Alte Freunde, Nachbarn von Hellstädt, sind nach der Stadt gekommen und meine Gäste. Die biderben Krautjunker werden ihre Freude an Dir haben, Herzensheinz!“

Heinrich reichte dem Vater zustimmend die Hand; sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dessen noch immer tadellos schöner Gestalt. Ein Cavalier der alten Schule, mit deren aufrechter, aber biegsamer Haltung, mit freiem Blick und schneeweißem Lockenhaar über der hohen klaren Stirn; mit dem treuherzig klingenden, immer verbindlichen, wenn auch zugespitzten Wort; dem Hofleben nicht fremd, doch nicht darin verwebt, wenig auf Ansehen und Ehrenbezeugung bedacht,

aber zustimmenden Beifalls sich bewußt; lebend und lebenlassend, zwanglos und sorglos, ein ächter Hellstädt, — der Vater des Sohnes!

„So komm', mein Junge!“ rief der alte Herr schon unter der Thür.

„Im Moment, Papa!“ antwortete Heinrich. „Nur zuvor ein kleines Anliegen, das keinen Aufschub leidet.“

„Eh bien?“

„Ich brauche Geld.“

„Geld? Sapristi! morgen, übermorgen, Heinz.“

„Ich muß es heute haben, Vater.“

„Heute? Unmöglich!“

„Ein Darlehn, das Du mir von der Zulage abziehen magst.“

„Darlehn? Abziehen? Sind wir Juden, Junge?“

„Also geschenkt! Desto besser und schön Dank. Aber bald, Papa!“

„Nur nicht heute und morgen.“

„Blos zweihundert Thaler —“

„Nicht zweihundert Groschen! Dort meine Cassette. Ueberzeuge Dich selbst.“

Heinrich unterließ es, sich selbst zu überzeugen, aber ein Schatten von Zweifel überlief seine bis dahin so unbedenklichen Züge. Der Vater bemerkte es.

„Hilf Dir auf ein paar Tage, mein Junge," sagte er, „nur auf ein paar Tage."

„Und in ein paar Tagen, Vater —?"

„Helfe ich. Vetter Stephan's Pachtgelder, — mein Banquier, — mein Geschäftsführer, — aber komm', Heinrich; es ist hohe Zeit; unsere Junker werden Hunger haben."

Sie gingen. Der alte Herr in völliger Unbefangenheit. Er plauderte, scherzte, grüßte, wechselte einen Blick, ein Wort, einen Händedruck nach rechts und links; bemerkte jede neue Ausstellung an den Schaufenstern der Hauptstraße, deren Baumreihen in diesen Tagen des Vorfrühlings noch unbelaubt standen, auf deren Trottoir aber Winters wie Sommers der alte, stattliche Baron mit den weißen Locken und dem achtzackigen, weißen Kreuz auf dem jagdgrünen Rock eine wohlbekannte Erscheinung war.

Sein Sohn dahingegen blieb, der väterlichen frohen Laune zum Trotz so einsilbig gedankenvoll, daß der Baron sich plötzlich mit dem Vorschlage an ihn richtete:

„Du solltest Dich wegen der Kleinigkeit an Deine Mutter wenden, Heinrich."

„An die Mutter?" rief Heinrich betroffen.

„Warum nicht? Sie war niemals ohne einen baaren Vorrath und wird ihre Liebhaberei, die sie, wie alle Weiber ihren Grundsatz nennt, nicht geändert haben."

Ein Einwand, der auf Heinrichs Lippen schwebte, wurde durch die väterliche Begrüßung eines Arm in Arm flanirenden jungen Paares zurückgehalten.

„Ah, unsere schöne Landsmännin!" rief der alte Herr der Dame entgegen, und indem er ihr herzlich die Hand schüttelte, setzte er hinzu: „Hat mein Sohn den Vorzug Ihrer Bekanntschaft, Gnädige?"

Die schwarzäugige, nach der pikantesten Mode gekleidete Schöne wiegte mit verneinendem Lächeln das Köpfchen, während eine jählings höhere Schattirung der blühenden Wangen dieses Läugnen Lügen strafte und mindestens eine officiöse Bekanntschaft vermuthen ließ, „Fräulein Liberta Rosa," sagte nun vorstellend der alte Herr, indem er in einem galanten Impromptü auf die liebliche Harmonie zwischen Namen und Trägerin deutete. Dann zu dem Begleiter der Dame gewendet: „Herr Referendarius Gustav Rose, alte Kindheitsfreunde aus Hellstädt, lieber Heinrich," setzte er hinzu.

Die anmuthige Begegnung verscheuchte schnell die Wolken von des jungen Mannes Stirn. Während

der Baron zutraulich seinen Arm in den des Bruders legte, hielt er sich an der Seite der Schwester, bekannte ihr das Vergnügen, aus seiner neulichen interessanten Logennachbarin die kleine ländliche Jugendgespielin sich entpuppen zu sehen und hörte mit nicht minderem Vergnügen, daß sie auf den ersten Blick den blondlockigen, freundlichen Knaben im Manne wiedererkannt habe. Unter unbefangenem Geplauder erreichten sie den Eingang der Restauration und trennten sich mit dem allseitigen Wunsche baldigen Wiedersehens.

„Das wäre eine Partie für Dich, Heinz" sagte der Vater, als sie die Treppe zu dem reservirten Speisekabinet hinanstiegen.

„Die hübsche Müllerin!" — entgegnete Heinrich lachend.

„Die schöne Oelgräfin!" verbesserte gleichfalls lachend der Baron. „Fi donc, Vorurtheile, Heinz!"

Heinrich war sich keiner Vorurtheile bewußt; allerdings auch nicht ihres Gegentheils. Er hatte sonder Kritik derartige materiell kräftigende Mesalliancen in kameradschaftlichen Kreisen sich vollziehen sehen, an eine eigne Verbindung aus irgend welchem Beweggrunde aber noch niemals gedacht. Im Munde seines

Vaters indessen überraschte ihn dieser Liberalismus; er blickte dem alten Herrn zweifelhaft in's Gesicht und dieser erwiderte auf seine stumme Replik:

„Reines Blut, zweiunddreißig Hellstädt'sche Quartiere, am Ende gar ein Grafenkrönchen in den Kauf — à la bonheur, Heinz! Aber diese Blitzaugen und Rose's Dukatenrollen, — wären sie auch aus Rübsamen destillirt, — der Gusto ändert sich, mein Junge, und wenn der nervus rerum im ersten Stande stockt, muß er sich aus dem dritten frische Säfte saugen, oder in den vierten zurücktreten und wieder Bauer werden wie Ehren Stephan, unser Dungphilosoph."

Einer der Gäste überholte sie; sie traten in das Kabinet; die ländlichen Freunde sammelten sich. Begrüßungen, Vorstellungen, Händedrücken, munteres Willkommen! In Kurzem saß man um den einladend servirten, runden Tisch; eine Flasche nach der anderen entstieg den blinkenden Kühlern; schäumende Gläser, schüpfende Austern, duftige Saucen, Toast auf Toast. Es gab keinen anregenderen, aufmerksameren Wirth als den alten Baron Hellstädt, ob Diplomaten oder Kammerherrn, gefeierte Künstler und Künstlerinnen, ob biderbe Junker vom Lande seine Gäste waren: der Gentleman,

oder wie er selber, seiner Zeit gemäß, sich nannte der gentilhomme par excellence!

Sein Sohn jedoch war der munteren Unterhaltung zum Trotz, oder just um ihrer ihm fremden und doch hin und wieder anklingenden Gegenstände willen, in seine vorige Nachdenklichkeit zurückverfallen. Nach jedem geleerten Glase drehten und wirbelten die Blitzaugen der schönen Müllerin, Goldrollen und Oeltonnen, sich immer verwirrender mit alten Ahnenbildern vor seinem Sinn. Dann jählings tauchte die knochige Gestalt des traurigen Kameraden vor ihm auf; seines Vaters leere Cassette, das kleine Gärtnerhaus, in welchem er die so leicht gewähnte, leichtversprochene Hülfe, die Einlösung seines Wortes, suchen sollte; dazwischen drangen hin und wieder die Tischgespräche der Heimathsfreunde wie Mahn- und Weckstimmen an sein Ohr: in seinem Leben hatte er sich noch nicht in ähnlicher Verfassung befunden.

Die Kindheitserinnerungen an das alte Familiengut waren durch die Begegnung des Rose'schen Geschwisterpaares heute aus langem Schlummer wieder wach gerufen worden. Mutter wie Schwester selten sehend und kaum vermissend, war Heinrich dem elterlichen Uebereinkommen gemäß, dem Vater gefolgt, dem

immer bereitwilligen, nachsichtigen Gefährten weit eher als Erzieher. Denn das Erlaubtsein des Gefälligen galt dem bequemen Lebemanne auch als pädagogische Methode. „Narren, welche die Natur zu zwingen unternehmen!“ oder gar: „Warum sich ein Kind durch Verbote zum Feinde machen?“ hatte er wohl manchmal lachend gesagt. So, ohne Kunst und Studium, war der Sohn geworden was er bis heute war: seines Vaters Ebenbild und Freund. Auf einer Ritterakademie gebildet, gegenwärtig im militairischen Friedensdienst, sah er als Lehnsträger eines bedeutenden Rittersitzes, als Erben adliger Freiheit, Gastlichkeit, heiterer Lebenskünste seine Zukunft gesichert, wenn die Soldatenlaufbahn ohne kriegerischen Aufschwung ihm eines Tages langweilig dünken sollte. In lachender Perspective woben Kindheit, Jugend und Mannesalter sich ohne Zwiespalt in einander.

Seit heute Mittag wollten nun aber plötzlich Erinnerungen und Erwartungen gar nicht harmonisch mehr miteinander stimmen; die halbverstandenen Reden der heimischen Provinzialen: Fragen, Pläne, Mittheilungen, Auslegungen, Rathschläge, wiewohl allezeit möglichst durch ein Scherzwort des Vaters parirt, verscheuchten nun vollends die sorglosen, beschworen

bängliche Vorstellungen und so saß er zwischen Gelächter und Becherklang im Kampfe mit dem unabweislich heranschleichenden Zweifel, ob alles auch wirklich so gewesen sei, so werden würde, wie er es bis heute ohne Bedenken angenommen hatte?

„Vetter Stephan will die Pachtung Ihres Oberhofs aufgeben, Baron?“ hörte er einen der Gäste fragen.

„Wird alt, hat mit seinem Antheil genug,“ antwortete Herr von Hellstädt.

„Rüstig vollauf wäre er, sie noch lange fortzuführen und eine bessere Hand finden Sie nicht, Baron. Freilich, er mag sein Schäfchen im Trocknen haben, bei seiner Lebensweise und dem einzigen Kind.“

„Mühmchen Charitas! Ist sie hübsch geworden?“ fragte der alte Herr.

„Habe nicht die Ehre ihrer Bekanntschaft,“ lautete die Antwort. „Ein dralles Bauerntrinchen vermuthlich, mit breiter Taille und rothen Händen wie Papa und Mama.“

„Auch eine Philosophin wie der Herr Papa?“

„Gott behüt uns in Gnaden! Philosophie in Kuhstall und Unterrock! An Vater Stephan mag's frei-

lich nicht gelegen haben, wenn's ohne das abgegangen ist. Haben Sie ihn kürzlich gesehen, Baron?"

„Seit sechszehn Jahren nicht."

„Sehr begreiflich. Das Du und Du mit der Bauernsippschaft ist nicht nach unserem Geschmack, Baron. Curiose Blutsverirrung in diesem Hellstädt! Sans comparaison, aber mein brauner Araber und mein spanischer Zuchthammel, — Prachtstücke, sage ich Ihnen, Hellstädt, Prachtstücke jedes in seiner Art! — nun die beiden könnten mit gleichem Fug Vettern sein wie Sie und er."

„Lehns- und Namensvettern auch nur; die Blutsverwandtschaft verschwindet in unberechenbarer Ferne."

Während das Tafelgespräch sich noch eine Weile um die erwähnten Persönlichkeiten weiterspann, knüpfte Heinrich die spärlichen Erinnerungen und Erfahrungen aneinander, die ihm von Vetter Stephan und Mühmchen Charitas geblieben, oder überkommen waren. Der blutarme Sprößling eines Namensträgers wird, früh verwaist, von des Barons Eltern aufgenommen, in einer provinzialen Fürstenschule, in welcher die Familie ein Alumnat, später auf der provinzialen Universität, auf welcher sie ein Stipendium zu vergeben hat, zum Theologen ausgebildet, um bei eintretender Vacanz

die einträgliche Patronatstelle von Hellstädt zugewendet zu erhalten. Im Begriff, in dieselbe einzutreten, fällt dem armen Candidaten unerwartet von einem unbekannten in Paris lebenden Lehnssippen das Erbe von Hellstädt zweiten Antheils, des sogenannten Unterhofs zu: weit geringer als das des Oberhofs, gründlich verschuldet, verwahrlost, von gewissenlosen Pächtern ausgesaugt, in Bau- und Räumlichkeiten seit den Kriegszeiten wüst im Argen liegend. Dessenungeachtet giebt er ohne Bedenken die fette Pfründe auf und setzt sich auf die magere Hufe. „Der verrottete Unterhof," sagt er, „macht mich zu einem Hellstädt." Diesen Worten gleichsam zum Hohn, heirathet er eine Bäuerin, lebt wie ein Bauer, erzieht eine Bauernschaar, von welcher ihm nur eine Tochter, Charitas, geblieben ist, übernimmt neben der Bewirthschaftung des eignen Gutes noch die bedeutende Pachtung des Oberhofs und wird von der Familie so gut wie vergessen, nachdem der Baron, seiner Neigung folgend und später auch seine Gattin ihrem Vater zu Liebe, das Landleben für immer mit dem in der Residenz vertauschten.

So viel oder so wenig wußte Heinrich von Vetter Stephan, „dem Dungphilosophen", selber; daß

er die Pachtung des Oberhofs aufzugeben beabsichtige, war ihm wie alles Geschäftliche in seines Vaters Verhältnissen eine Neuigkeit.

„Haben Sie schon einen neuen Pächter engagirt, Baron," hörte er jetzt einen anderen der Hellstädter Nachbarn fragen.

„Offerten mancherlei, aber noch keine Entscheidung," erwiderte der alte Herr, sichtlich, aber nicht glücklich beflissen, die ländlichen Freunde von Egge und Pflug abzubringen.

„Es ging ein Gerede, daß Rose die Pachtung übernehmen werde," meinte ein Dritter.

„Mir nicht bewußt," versetzte der Baron.

„Hätte auch besondere Gründe zu dem Unternehmen haben müssen. Ist ja längst über das Stadium hinweg, wo er sich begnügte, jeden Bodenfetzen für seine Oelfrüchte abzupachten, seine Mühlen in Fabrikwesen umzuwandeln und nicht Faßbinder genug für seine Vorräthe aufzutreiben. Er ist Speculant geworden, Actionair, Käufer und Verkäufer auf Zeit, — wer versteht den Rummel? — König der Oelbörse wie es heißt. Fabelhaft, was der Mensch speculirt, riscirt, lucrirt! Just zur Stunde soll er einen Hauptcoup forciren, bis Amsterdam sämmtliche Oelfrüchte

aufgekauft haben. Glückt's mit der Hausse, ist er dreifach ein Millionair."

„Glückt's aber nicht?" wendete ein anderer Tischgast bedenklich ein.

„Der Patron ist mit dem Teufel im Bunde, ihm glückt Alles, was er unternimmt; im Nothfall wird er sich eine Hinterthür offengehalten haben."

Der Gäste handfeste Beharrlichkeit in der Localisirung der Unterhaltung trug den Sieg über des Gastgebers Geschmeidigkeit im Ausbiegen auf weitere Gebiete davon; seufzend ergab er sich in den Discurs über Kraut und Rüben, Hühner und Gänse des provinziellen Winkels, aus welcher die Sippe der Hellstädt ihren Ursprung genommen hatte; froh, mindestens seine privaten Angelegenheiten abgeschnitten zu haben, machte er schließlich aus der Noth eine Tugend und mischte sich, nicht ohne sarkastische Pointen, in die heimischen Personalien. Das Aufstreben der Roses war ein unerschöpflicher Gegenstand. Auch Heinrich erfuhr auf diese Weise, daß der alte Oelgraf seinem einzigen Sohn, den er als grand seigneur studiren und reisen hatte lassen, bevor er ihn in sein weitverzweigtes Geschäft aufnahm, das große Staatsexamen nicht ersparen wolle, um wohl gar zu guter Letzt

einen Finanz- oder Handelsminister aus dem Ei des Müllervogels kriechen zu lassen. Noch ausgiebiger ward der Stoff, als auch auf die junge Oelcomtesse die Rede kam. Erzogen wie eine geborene Comtesse, theilte sie Körbe zu Dutzenden aus, schwamm als Goldfisch im residenzlichen Element und kehrte nur auf etliche Sommerwochen in der alten Mühle und neuen Fabrik von Hellstädt ein, um durch ihren Glanz Heimath und Nachbarschaft zu verblüffen und Vetter Stephans patriarchalischen Einfluß bedenklich zu gefährden.

Der Wortführer des ritterschaftlichen Chors resumirte schließlich den socialen Wandel seines heimischen Bezirks in der folgenden von häufigem Applaus unterbrochenen Schilderung:

„Ein verzwicktes Endchen Zeitlauf, in welches unser Herrgott uns stetigen Leute eingeschmuggelt hat, Baron! Das rennt und rollt. Das Oberste kommt unterst, das Unterste oberst. Ein Hellstädt, dessen Stammbaum über die Kreuzzüge reicht, wird schlechthin ein Bauer, geht in Hemdsärmeln zum Heumachen, läßt seine Tochter Buttern und am Bache mit roth aufgesprungenen Händen die Wäsche spülen. Ein Müller, dessen Vater als Großknecht auf Hellstädt an-

gefangen hat, speculirt mit Hunderttausenden und giebt seinen Kindern eine prinzliche Erziehung. Sein Sohn beguckt sich die Pyramiden, seine Tochter liest englische Romane in der Ursprache. Geld und wieder Geld! mit dieser Loosung schiebt und drängt ein Jeder aus dem Jahrtausende alten Gleis. Bei Euch in Hellstädt, so heißt es, halten Stephan und Rose sich noch in der Schwebe; wie lange noch und der Rose hat obtinirt. Längst schon hat der Bauer den väterlichen Eisentopf aus dem Kellerwinkel ausgegraben und den Inhalt in Werthpapieren angelegt. Ist ein rundes Sümmchen bei einander, kauft er die Rittersitze heruntergekommener Barone, oder er verpachtet seine Hufen an Oel- und Zuckerfabrikanten und wird ein Bürger der nächsten Stadt. Der reichgewordene Kürschner und Gerber von Krähwinkel verhandelt, oder vermiethet Haus und Geschäft an einen Anfänger und sucht die Theater und Caffeehäuser der Hauptstadt seiner Provinz, deren bürgerliche Großhänse hinwiederum nur in der königlichen Residenz einen würdigen Ruheplatz finden. Man treibt die Heimath in's Weite, wenn von Heimath überhaupt noch etwas übrig bleibt. „Vaterland" ist das Stichwort geworden der Maulhelden, die oft genug sich um das freiwillige

Dienstjahr aus der Schule gedrückt. Ob's unter Vetter Stephans Patronat noch Mieken und Muthen, einen Jürgen, oder Töffel giebt, kann ich nicht sagen. Bei uns heißen die Trinen Amanda und Hulda, werden in einer „Benehmichte" gebildet, tragen Hüte und gestickte Unterröcke und bereichern ihre Kenntnisse aus den historischen Romanen neuester, weiblicher Fabrik. Die Bürgermädchen heirathen Lieutenants; bei Hofe figuriren hochadlige, angefreite Schleppen, die von Berlin bis Jerusalem reichen: was soll aus unseren Mädchen werden, Baron? Sei's um die Jungen, der König braucht Soldaten zu jeder Zeit; aber die Mädchen, was fangen unsere Mädchen an, Baron?" —

„Sie spülen Wäsche wie Mühmchen Charitas und die Königstöchter im Märchenbuche," antwortete lachend der alte Baron.

„Ernsthaft, Freund," versetzte der Vorredner, „ernsthaft! Was wird schließlich aus dem ritterlichen Stamm? Sagen Sie, Baron, was wird aus uns?"

„Wir werden Philosophen oder Bauern, wie Vetter Stephan vom Unterhof. Die Welt ist rund, lassen wir sie rollen!" entgegnete Herr von Hellstädt, indem er sein Glas erhob. „Lassen wir sie rollen und

trinken einstweilen auf das Wohl des alten, ritterlichen Stamms und der edlen Nachbarn von Hellstädt!"

„Auf das Wohl des ritterlichen Stamms und des letzten Sprossen von Hellstädt!" jubelten die nachbarlichen Barone, stießen an mit Vater und Sohn und leerten ihre Gläser bis auf die Nagelprobe.

Den letzten Sprossen duldete es nicht länger; die Zeit drängte zur Einlösung seines Worts; unbemerkt stahl er sich aus dem Kreise der alten Herrn, die noch eine gute Weile mit provinziellem Appetite schmausten, dann ihren Mokka schlürften und des Barons Havanna schmauchten, bis sie endlich unter ihres Gastherrn Führung nach dem Opernhause aufbrachen, wo eine glänzende Balletaufführung die letzten gesellschaftlichen Apprehensionen verscheuchte.

Drittes Capitel.

Mutter und Schwester.

Vor der Thür hielt Heinrich einen Augenblick still, schwankend, wohin er sich wenden solle. Im früheren, kleinstädtischen Garnisonleben waren derartige momentane Verlegenheiten nichts Seltenes und bei seinem soliden Ansehn nichts Verfängliches gewesen; seit seiner Versetzung in die Residenz hatte die väterliche Freigebigkeit ihn jedes Creditbedürfnisses überhoben. Er kannte nicht einmal die Namen des Banquiers und Geschäftsführers, von welchen sein Vater gesprochen hatte. Sich dem ersten besten Wucherer in die Arme zu werfen, zu diesem Aeußersten blieb allemal noch Zeit genug.

Er dachte daran, von einem seiner wohlhabenden Regimentskameraden die unaufschiebliche Aushülfe zu erbitten. Wo aber in dieser zerstreuenden Nachmittags

stunde einen Kameraden auffinden? und wo in aller Welt überhaupt einen Kameraden auffinden, der Capitalien in seiner Schublade liegen hat? Endlich aber, warum sich nicht zu dem vom Vater empfohlenen, zu dem natürlichsten Auskunftsmittel verstehn? Ja, es regte sich plötzlich, ein mehr neugieriger als vertraulicher Kitzel, zum ersten Male an seine Mutter eine Bitte zu richten.

Es war ja kein Opfer, das er mit der Kleinigkeit in Anspruch nahm. Sie war die Frau des reichen Hellstädt; nicht seine geschiedene Frau, nur aus gegenseitiger Uebereinstimmung, in Betracht der Unverträglichkeit der Temperamente äußerlich von ihm getrennt. Sie hatte eine ansehnliche mütterliche Hinterlassenschaft in die Ehe gebracht, später noch einen wohlhabenden Vater beerbt; die knappe Lebenseinrichtung entsprach ihrer Sinnesart, wie das Gegentheil der ihres Gatten. Niemals hatte Heinrich einen tieferen Conflict im Verhältnisse seiner Eltern geahnt, nie aber auch einen tieferen Zug zu der Mutter empfunden. Dem Uebereinkommen gemäß war ihr nur die Erziehung der Tochter, aber diese ausschließlich anheimgefallen; für des Sohnes kindliches Bedürfniß war des Vaters heitere Herzlichkeit eben hinreichend gewesen

„Mama ist nicht liebenswürdig,“ oder „Mama ist sehr tugendhaft, aber weniger tugendhaft wäre angenehmer,“ hatte er wiederholt den alten Herrn sagen hören und diese Kritik schweigend, jedoch ohne schmerzliche Sehnsucht bestätigt gefunden, so oft er während früherer Ferien- und Urlaubsbesuche auf etliche Stunden bei ihr einkehrte. Nun aber, bei gereifterer Anschauung in ihre Nähe versetzt, waren die kindlichen Eindrücke verstärkt und der matrimoniale Unvertrag zwischen anmuthiger Natürlichkeit und einem kategorischen Imperativ zumal im umgekehrten geschlechtlichen Verhältniß, als dem gewohnten ihm nur allzu erklärlich geworden.

So warf er sich denn entschlossen in eine Droschke und fuhr nach dem kleinen Gärtnerhause, an dessen Fenster er vor wenigen Stunden gegrüßt hatte, ohne Ahnung, daß er dieses Haus jemals, wie vielweniger im nämlichen Tageslauf, als ein Bittender betreten werde. Er schellte; ein Druck von oben öffnete die jederzeit festgeschlossene Thür. Das Haus war von fast dörflicher Einfachheit; das Parterre diente wirthschaftlichen Zwecken des Wirths, der in einem Seitenbau wohnte. Eine schmale, aber helle und saubere Stiege führte zu zwei von den Damen innegehaltenen

Zimmern; die getünchten Wände, die auf das Nothwendige beschränkten einfachen Mobilien erinnerten an die kleinbürgerlichen Einrichtungen in Heinrichs früherer Garnison. Die einzigen Zierrathen: blendendweiße Filetgardinen und Decken über Tisch und Commode waren unter den nimmerruhenden Händen Schwester Theresens hervorgegangen. Etliche gegen den einfachen Zusammenhang abstehende Luxusstücke: ein Paar gemalte Vasen, eine kleine Pendüle, zwei englische Kupferstiche über dem Arbeitstischchen im grünberankten Fenster der Schwester, hatte diese bei einem früheren Besuche mit dankbarer Freude als Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke Papas gerühmt. Das spöttische Lächeln der Mutter bei diesem Preis war dem Sohne entgangen.

Er fand auch heute keinen Dienstboten, der ihn anmelden konnte; nach einem etwas zaghaften Klopfen trat er ein und traf die beiden Frauen, wie er sie bisher allemal getroffen: die Schwester bei einer zierlichen, die Mutter bei einer gröberen Handarbeit. Heute verlas sie, ohne sich stören zu lassen, ein Linsengericht für den folgenden Mittag.

Sie war eine lange, hagere, steilaufgerichtete Frau, deren Züge und bleiche Gesichtsfarbe, neben Spuren bedeutender Schönheit, weniger auf Siechthum als

eine gewisse innerliche Verkümmerung deuteten. Die schmale, feingeschnittene Nase, engstehende dunkle Augen unter der hohen Stirn, ein spitzes, etwas vorgeneigtes Kinn, scharfe Ecken und Winkel bei jeder Bewegung, um die blassen festgeschlossenen Lippen ein Ausdruck verkniffener Resignation, gaben ihrer Erscheinung beim ersten Blicke etwas Unbehagliches. Auch schien sie zu wissen, daß sie nicht gefalle, ohne durch dieses Bewußtsein ihren Geberden den Reiz der Bescheidenheit anzueignen; dahingegen ihr Gemahl in der Sicherheit allseitigen Gefallens eine Physiognomie von Urbanität und heiterem Selbstgenügen behauptet hatte, welche von vornherein jedem Tadel die Spitze abbrach.

Die Tochter trug weiche, runde hellstädt'sche Züge, ohne deren Formenreinheit und Frische; ein Schleier unbewußter Entsagung lag über ihren kindlich guten, blauen Augen und spielte fast wehmüthig um die vollen Lippen. Beide Damen waren sauber, aber einfach gekleidet; die Tochter mit einem kleinen Bestreben nach Eleganz, welche die Mutter verschmähte.

Nach der ersten Begrüßung, herzlich nur von Seiten Thereseus, stockte die Mittheilung. Frau von Hellstädt besaß nicht die Gabe, zagende Herzen zu öffnen und ihr bloßer Anblick hatte des jungen Namens

plötzliches Vertrauen eben so plötzlich gedämpft. Er mußte sich zu einem Anlauf zwingen.

„Ich habe eine Bitte an Dich, liebe Mutter," sagte er, nach ihrer Hand fassend.

„An mich?" fragte sie, indem sie die scharfglänzenden Augen von ihrer Arbeit in die Höhe schlug.

„Ich suche bei Dir rasche Hülfe in einer kleinen, momentanen Verlegenheit."

„Bei mir?"

Das Lächeln, welches diese Frage begleitete, — vielleicht war es nur eine unschöne Bewegung der farblosen Lippen, — erstickte des Sohnes Hingebung im Keim. Er bereute fast, nicht zum ersten besten Juden seine Zuflucht genommen zu haben. „Es handelt sich um ein kleines Darlehn, liebe Mutter," sagte er gezwungen unbefangen.

In Frau von Hellstädts Mienen kämpfte ein seltsamer Zwiespalt von Pein und der Genugthuung eine wie auch immer schmerzhafte Erfahrung vorausgesehen zu haben. „Also doch!" war in ihren Blicken zu lesen.

„Nur für wenige Tage," fuhr Heinrich fort, „bis der Vater — —"

„Der Vater? Dein Vater hat Dich an mich gewiesen, Heinrich?"

„Er meinte, daß Du mir ohne Verlegenheit in einem unvorhergesehenen, aber recht dringenden Bedürfniß aushelfen könntest."

„Meinte er? Und warum half der reiche Mann nicht selbst?"

„Es schien ihm im Augenblick nicht möglich zu sein."

„Im Augenblick!" Die Mutter lachte bei dem Wort.

„In wenig Tagen, — vielleicht morgen schon —"

„Morgen!" Sie lachte wieder, aber Thränen hätten dem Sohn nicht weher, als dieses Lachen zu thun vermocht.

„Es sind nur zweihundert Thaler."

„Nur zweihundert, — Kleinigkeit!"

So ernst dem jungen Mann die Sache am Herzen lag: er durfte, er konnte nicht mehr sagen; die Augen am Boden, wartete er schweigend eine lange, lange Pause hindurch auf die mütterliche Entscheidung.

„Ich kann Dir das Geld nicht geben," sagte Frau von Hellstädt mit großer Ruhe.

„Mutter!" rief Therese, Thränen im Auge.

„Ich darf nicht!“ wiederholte Jene unerschüttert.

Heinrich erwiderte kein Wort; er war auf das Peinlichste bewegt. Wie ungläubig würde er gelacht haben, hätte Einer ihm am Morgen diese Kette von Mißstimmungen um so geringfügigen Anlasses willen prophezeiht. Einen Augenblick übersann er die Wege, die ihm allenfalls noch offen standen und war im Begriffe, sich zu empfehlen, als er Theresen, die an das Fenster getreten war und ihre Augen getrocknet hatte, die schüchterne Bitte an die Mutter richten hörte, ihr zu erlauben, Liberte Rosen auf ein Stündchen besuchen zu dürfen, da es sich so glücklich füge, daß Heinrich sie bis zum Hause begleiten könne.

Frau von Hellstädt, man sah es ihr an, hätte gern nein gesagt; indessen mochten die Thränenspuren in ihrer Tochter Augen und die erste abschlägige Antwort an ihren Sohn ihr eine neue Weigerung schwer machen und so begnügte sie sich mit dem Einwand:

„Es dämmert bereits, Kind, Du kannst bei Abend den weiten Weg nicht allein zurücklegen.“

„Heinrich wird mich zurückbegleiten, nicht wahr, lieber Bruder, Du wirst?“ sagte Therese und fügte flüsternd mit aufgehobenen Händen hinzu: „Bitte, bitte, sage ja.“

„Heinrich!“ rief die Mutter, indem der Blitz eines glücklichen Einfalls in ihren Augen aufleuchtete. „Hast Du die Bekanntschaft Deiner hellstädter Gespielin schon erneuert, Heinrich?“

„Flüchtig diesen Morgen, liebe Mutter.“

„Und Du wolltest Theresen bei dem Besuche der Geheimräthin begleiten?“

„Ich werde sie bis vor das Haus geleiten und nach einer bestimmten Frist wieder abholen.“

„So geht mit Gott,“ sagte Frau von Hellstädt, sichtbar mit einer angenehmen Vorstellung beschäftigt.

Therese küßte dankbar der Mutter Hand und eilte der Kammer zu, Hut und Shawl anzulegen, da aber im nämlichen Augenblicke, auf einen Klang der Hausschelle, die Mutter das Zimmer verließ, um ihrer Ausläuferin einige häusliche Aufträge zu geben, kehrte die Tochter auf der Schwelle wieder um, faßte des Bruders beide Hände und sagte leise mit einem holden Erröthen: „Heinrich, lieber Heinrich, Du mußt das Geld von mir annehmen. Ich lasse es mir auf mein Sparkassenbuch auszahlen.“

„Therese!“ rief der Bruder betreten.

„Laß mich, Heinrich, es macht mich so glücklich,“ bat das liebe Kind. Sie sah ihn zärtlich an, neigte

ihren Kopf auf seine Schulter und streichelte seine weißen, feinen Hände. „Ach, Heinrich,“ fuhr sie fort mit bewegtem Klang, „wüßtest Du, wie wohl mir wird, so oft ich Dich sehe. Es gleicht einem Sonnenstrahl, wenn Du in unser Stübchen trittst.“

Heinrich war bis zu Thränen gerührt durch diese lange unbeachtete herzliche Natur. „Gute, liebe Schwester!“ stammelte er.

„Den Vater kenne ich kaum,“ sprach Therese weiter. „Jeder muß ihn lieb haben, ich fühle es. Die Mutter ist gut; Niemand meint es besser und sie hat so viel Bitteres erduldet, nur daß — daß — — Aber Dich, Heinrich, Dich mein einziger, lieber Bruder — — doch laß uns eilen, ehe das Bureau geschlossen wird.“

Sie flog gegen die Thür. „Still gegen die Mutter!“ flüsterte sie noch zurück und schlüpfte hinaus.

Frau von Hellstädt trat wieder ein; die weiche Stimmung ihres Sohnes, die ungewohnte Bläße seiner Wangen konnten ihr nicht entgehn. Sie stand eine Weile schweigend in innerlichem Kampf, dann fragte sie gelassen: „Dich befremdet die Mutter, Heinrich, die ihrem Sohne die erste Bitte verweigert, ihm die erste Entsagung im Leben auferlegt.“

„Ich hätte Dich nicht in Verlegenheit bringen mögen, liebe Mutter,“ versetzte Heinrich; sie aber entgegnete:

„Ich liebe keine Täuschungen, mein Sohn. Ich hätte Dir willfahren können ohne Verlegenheit für mich selbst.“

„So respectire ich Deine Gründe, welche sie auch sein mögen,“ sagte Heinrich mit mehr anerzogener Artigkeit als aufrichtigem Vertrauen und als die Mutter erwiderte:

„Solltest Du eines Tages nach diesen Gründen verlangen, Heinrich, so werde ich Dir meine Rechenschaft nicht vorenthalten,“ da spürte er keine Neugier heute, oder jemals derartige Erörterungen wieder wach zu rufen. Er fühlte sich verletzt und blickte schweigend, halb beschämt und halb unmuthig zu Boden.

Frau von Hellstädt schien diesen Eindruck zu ahnen; nach kurzem Besinnen hob sie noch einmal an: „Es ist ein zwiefältiges, mitunter zwiespältiges Interesse, das Eltern ihren Kindern gegenüber erfüllt: deren Neigung und Wohlbefinden in der Gegenwart, ihre Achtung und Sicherung in der Zukunft. Ich habe mich zu einer Theilung dieser Interessen

entschließen müssen und mein Theil ist das Schwerste geworden, mein Sohn."

Die herbe Trockenheit, mit welcher auch diese Worte gesprochen wurden, verkümmerte ihren bedeutsamen Sinn. Unbehaglicher denn je fühlte sich Heinrich bedrückt durch die Nähe des Wesens, dem die Natur ihn am nächsten gestellt hatte; er athmete auf, als Therese wieder in das Zimmer trat.

Sie war sehr wenig visitenmäßig angethan. Zu anderer Stunde würde Heinrich nicht ohne kleine Beschämung seine Schwester im aufgefärbten Wollenkleid und ungarnirten Felbelhütchen in das elegante Stadtviertel und unter die Augen der schmucken Oelgräfin geführt haben. Heute achtete er nicht darauf. Therese mußte ihn erst aufmerksam machen auf Papas neuestes Geschenk, einen kostbaren Shawl, der zu der übrigen Toilette so wenig stimmte wie Vasen und Pendüle zu der Einrichtung des Zimmers.

Sie gingen. Therese bemerkte den Blick, den Heinrich nach der Mansarde des Kameraden hinüberwarf, um dessentwillen er sich in so ungeahnte Unruhe gestürzt hatte. Sie sagte mit kindlichem Erröthen:

„Ich war schon so glücklich, Heinrich, als ich

Dich heute Morgen an seinem Fenster sah. Ich dachte nicht, daß Du ihn kenntest."

„Kennst Du ihn denn, Schwesterchen?" fragte Heinrich, indem er schelmisch lächelnd ihr in die Augen blickte.

„Ich sehe ihn alle Tage ein paar Mal bei uns vorübergehen; aber nur zum Dienst; denn sonst ist er immer zu Hause und hat alle Abende Licht. Unsere Wirthin wäscht für ihn und speist ihn von ihrem Mittagstisch. Er muß wohl sehr arm sein, aber auch sehr brav; die Mutter sagt's sogar und hält auf ihn wie auf einen guten Bekannten. Und siehst Du, Heinrich, er dauert mich so! Man merkt's ihm an, daß er noch wenig Freude in seinem Leben kannte."

Eben trat er aus dem Hause, der arme, brave Mann mit dem freudelosen Gesicht. Er schien bestürzt, grüßte verlegen und wollte vorübereilen; Heinrich aber hielt ihn fest, drückte ihm mit einem ermunternden Blicke die Hand und machte ihn seiner Schwester bekannt. Beide waren befangen; er an Damenverkehr so wenig gewöhnt als sie an den mit jungen Herren; sie fanden kein Wort, das ihre stumme Fensterbekanntschaft erweitert hätte. Bei der ersten Kreuzstraße bog Herr von Stern sich empfehlend ab.

Die Geschwister schritten voran; je weiter um so bänglicher empfand Heinrich das Opfer des guten Kindes. „Wenn es die Mutter erführe!“ murmelte er beschämt.

„Sie erfährt es nicht,“ versetzte Therese heiter. „Und wenn auch: das Geld ist mein. Wie oft hat es mich am Geburtstag und heiligen Christ still gekränkt, wenn statt der niedlichen Dinge die Andere erhalten, auf meinem Tischchen immer nur ein Goldstück für die Sparbüchse lag und wie freut es mich jetzt!“

„Arme Schwester!“ sagte Heinrich, er seufzte, indem er zum ersten Male einen Blick zurück in dieses schmucklose, verwandte Leben warf. Plötzlich aber befiel ihn ein weiteres Bedenken. „Hast Du meine Forderung aber auch nicht falsch verstanden, liebe Therese?“ fragte er. „Bis zu zweihundert Thalern haben die mütterlichen Geschenke sich doch wohl schwerlich aufgesummt.“

„O, zu weit mehr!“ rief Therese stolz. „Was ich verdient habe, ist ja mit dabei.“

„Was Du verdient hast, Schwester, wie meinst Du das?“

„Die Mutter nimmt nie etwas von dem Gelde, das ich für meine Stickereien erhalte."

„Du — Du arbeitest — für Geld, Therese?" stammelte Heinrich purpurroth.

„Den ganzen Tag, Brüderchen," antwortete sie unbefangen. „Womit vertriebe ich mir auch sonst die Zeit? Für den Haushalt sorgt die Mutter. Talente wie Liberte habe ich nicht; Bücherlesen würde die Mutter nicht dulden. Auch sehne ich mich nicht danach. Bei einer Handarbeit hat man seine eigene Gedanken. Da bin ich mitten unter fröhlichen Menschen, plaudere mit Dir, mit Charitas, oder auch mit Anderen, die ich noch gar nicht einmal kenne. Und unter der Hand entsteht dabei eine Blume und ein Blatt. Ich glaube, Heinrich, viele Mädchen würden sehr unglücklich sein, wenn sie ihre Träume nicht in ein Stück Zeug versticheln dürften."

„Und weiß — weiß der Vater, daß —" fragte Heinrich, dem ein Aufruhr im Herzen tobte.

„Ich glaube kaum. Er hat mich niemals danach gefragt. Ich sehe ihn ja auch so selten; nur wenn ich ihm am Neujahr und zum Geburtstag Glück wünsche. Ach das sind recht traurige Verhältnisse, Heinrich! Ich möchte ihn so lieb haben und —"

Da standen sie an ihrem Ziel. „Warte hier unten, bis ich zurückkomme,“ sagte Therese, die bei aller Harmlosigkeit doch ahnte, daß es sich für einen Officier nicht schicken würde, in einem Sparkassen-bureau gesehen zu werden.

„Du willst allein hinaufgehen?“ fragte Heinrich verlegen.

„Warum nicht? Ich bin ja schon so oft allein oben gewesen, wenn ich wieder fünf Thaler beisammen hatte.“

Damit eilte sie in das Haus. Zitternd vor Erregung ging Heinrich vor demselben auf und nieder. Welche räthselhafte Widersprüche hatte dieser Tag enthüllt. Da, ein Vater dahin lebend und leben lassend, in Saus und Braus aber ohne die Mittel einen geringfügigen Mangel zu decken; dort eine Mutter, die Hülfe verweigernd, die sie ohne Opfer gewähren zu können, eingestand, und eine einzige Schwester arbeitend um Geld!

In wenigen Minuten stand sie wieder an seiner Seite, schob seelenvergnügt den vollen Beutel in seine Hand und sagte: „Geld ist gut! spricht die Mutter und heute seh' ich ein, daß es etwas Gutes ist, da es

Dir, mein lieber Bruder, einen kleinen Wunsch erfüllt."

„Du bist ein Engel, Therese," rief Heinrich bewegt. „Wüßtest Du, wessen Herz Du von schwerem Druck befreist! In wenig Tagen wird die Summe wieder in Deinen Händen sein."

„O, nicht doch, nicht doch! Ich brauche sie ja nicht," versetzte Therese, „laß mir die Freude, lieber Heinrich, nimm das Geld von mir."

„Nur als ein Darlehn, das darum nicht weniger als Wohlthat empfunden werden wird," erklärte der Bruder bestimmt.

Viertes Capitel.

Reiche Leute.

Die Frau Geheimeräthin Trumpf, deren elegantem Hause die Geschwister nun ihre Schritte zulenkten, war ihrer Zeit zwar nicht, wie ihre Nichte und Pflegetochter, eine vielumhuldigte schöne Oelgräfin, nichtsdestoweniger aber eine vielumfreite schöne Müllerin gewesen, wenn ihre Taille sich auch nicht mit der einer Wespe vergleichen ließ und ihr Mahlschatz kaum so viele Tausende betrug als die Bewerber der späteren Hundert-Tausende in Aussicht hatten. Ein Kaufmann der Nachbarstadt trug ihre volle Hand davon; das Geschäft florirte unter der weiblichen Association; da sein männlicher Träger indessen frühzeitig der Firma entrissen ward, beglückte nach zurückgelegtem Trauerjahr die wohlconditionirte Wittib den Herrn Wasserbauinspektor Trumpf mit ihrer seitdem beträchtlich in's Breite ent-

wickelten Person und Revenue. Das auch im Wasserbau einig verwachsende Paar rückte in die Residenz und gradatim unvermeidlich in deren Geheimeraths-Quartier empor, mußte sich aber dem Fatum unterwerfen, das seine schönere Hälfte zum zweitenmale zu einem beklagenswerthen Einzelwesen machte. Das Trauerjahr war abgelaufen, der zweite Wittwenstuhl bis dato aber unverrückt und ein drittes Compagniegeschäft noch nicht in Entreprise genommen.

So die Hellstädter Ueberlieferung in Betreff der Jungfer Hanne Rosine Rose, verwittwete Schmalz, zum zweitenmale verwittwete Trumpf. Madame Rosanne Trumpf-Rose machte in den Kreisen ihres residenzlichen Westends gelegentliche Andeutungen, die einen romantischeren Hintergrund ahnen ließen.

Dem sei nun wie ihm wolle, die Frau Geheimeräthin Trumpf war trotz oder wegen ihrer Fülle eine noch immer ansehnliche Dame entre chien et loup — des Lebenstages nämlich. Sie war reich und die kinderlose Beschützerin einer ansehnlicheren und reicheren Bruderstochter, seitdem dieselbe das vornehmste Pensionat der Residenz verlassen hatte. Was Wunder, daß ihr Salon gesucht war; zumal die Tafel neben ihrer geheimeräthlichen Feinheit mit gutbürgerlicher

Fülle servirt erschien und notorisch keiner der Gäste jemals nach einem Ball oder Rout mitten in der Nacht noch einen Restaurant bestürmen mußte, um sich nach den überstandenen Vergnügungsstrapatzen materiell zu kräftigen.

An dem Nachmittage nun, wo Freund Heinrich, seiner Sorgen quitt, sich gern entschloß, die Schwester zur Visite der alten Heimathsgenossen zu begleiten, saß die Frau Geheimeräthin in ihrem Sanctuarium, einem wohlverwahrten Gemach, das blos mit ihrem Schlafzimmer in Verbindung stand und außer einem handlichen Schreibtisch, nur mit einer Reihe von Eichenschränken und einer feuerfesten Eisentruhe ausgestattet war. Nur dem erprobten alten Kammerdiener ward der Eintritt in dieses Allerheiligste gestattet.

Die Dame saß und schrieb mit großen, sicheren Zügen, indem sie einzelne unartikulirte Laute von sich gab, die zu gleicher Zeit Mißmuth und einen determinirten Entschluß zu bekunden schienen, die aber während des Absandens und Siegelns sich zu folgendem Zwiegespräch verdeutlichten.

„Punktum! Das heißt einen Trumpf drauf setzen! Verrückte Zumuthung, bombensichere sechsprocentige Documente gegen so halsbrecherischen Schwin-

del zu riskiren! Sie werden bald genug an Ihre scrupulöse „schwesterliche Freundin" glauben lernen, Sie himmelstürmender Mosjö! Sind Sie darum eines Müllers Sohn gewesen, um sich die erste Müllerregel aus dem Sinn zu schlagen? Der Strom fällt schneller als er steigt, eingedämmt zu rechter Zeit! Wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Jetzt lachen Sie, daß Sie aber zuletzt nicht lachen werden, das sagt mir mein guter, alter Bauernkrips, der mich bis dato bei keinem Treibwasser im Stiche gelassen hat."

Nach diesem Monolog brachte die Dame ihre Papiere sorgsam wieder unter Verschluß und trug das Sendschreiben zur augenblicklichen Bestellung in das Domestikenzimmer. Die Flurschelle ertönte; Mattner, der Kammerdiener, warf einen Blick durch das Lugefensterchen, öffnete dann und kehrte zurück mit einem kostbaren Kamelienstrauß „aus den Treibhäusern des Herrn Baron von Speck."

„An mich?" fragte die Gebieterin, indem sie beide Hände nach dem Strauße ausstreckte.

„An Fräulein Bertchen," versetzte der Kammerdiener.

Die Dame zuckte spöttisch die Achseln und ging in ihr Sanctuarium zurück. Sie öffnete einen der

Schränke, in welchem ein Berg von Leinenzeug von blendender Weiße, durch rothe Bänderchen abgetheilt, in übersichtlicher Ordnung geschichtet lag; nachdem sie ein Damastgedeck ausgewählt, trug sie es in das anstoßende Schlafzimmer, das nach der anderen Seite mit dem Boudoir und den Gesellschaftsräumen, rückwärts dahingegen mit den Wirthschaftslocalien in Verbindung stand; für die Metamorphosen der Hanne, Rosine und Rosanne ein praktisch bequemes Terrain.

Zur Stunde nun war es noch immer Jungfer Hanne Rosine, die mit souverainer Sicherheit das Scepter führte.

„Kommen zufällig Gäste, Mattnerchen, so weißt Du Bescheid," sagte sie, indem sie ihrem alten Factotum das blitzblanke Gedeck übergab und ihm dabei zutraulich auf die Schulter klopfte.

Auch Ehren-Mattner war ein Hellstädter Kind und hatte vom kleinen barfüßigen Gänsejungen, durch diverse Knechtsgestalten in Kittel und Flaus, bis zum exquisiten Kammerdiener in schwarzem Leibrock und weißer Cravatte, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen eine in ihrer Art kaum minder notable Carriere gemacht als seine huldreiche Gebieterin. Er nickte verständnißvoll schmunzelnd mit dem Kopfe und folgte der

Dame, die mit der Bemerkung: „Nun nur noch das Eingemachte,“ ihre Speisekammer betrat. Sie sonderte etliche Büchschen und Fläschchen aus einer langen appetitlichen Reihe, wischte im Fluge ein paar Staubkörnchen ab, schloß dann wieder und mit einem raschen Blicke ihre Küche überschauend, herrschte sie ihre vielgerühmte Köchin an: „Wie? Was? Ein prasselndes Heerdfeuer eine Stunde nach dem Abspülen und für den Abend kalte Küche? Da soll ja gleich — —! Man sieht, wie ich mich, um fünf Silbergroschen zu ersparen, schinde und plage, und wende ich den Rücken, richtet man mich mit der unsinnigsten Vergeudung zu Grunde!“

Ein keineswegs respectvolles Gelächter, das die Küchenmatadorin statt einer Entschuldigung vernehmen ließ, schien ihre Gebieterin nicht zu irritiren. „In Zukunft,“ begnügte sie sich hinzuzufügen, „wird gleich nach dem Abspülen das Feuer gelöscht. Ich werde mich davon zu überzeugen wissen. Punktum!“

Ein rasches Klingeln unterbrach die häusliche Inspection.

„Die kleine Hellstädt und ein Offizier,“ raunte das Factotum vom Lugefensterchen her der Dame zu. Ein Blick des Einverständnisses wurde rasch gewechselt;

Die Dame flog mit einer bei ihrem Gewichte staunenswerthen Behendigkeit in ihr Schlafgemach, verschloß ihr Schlüsselbund, stülpte ein Kopfzeug auf, tauchte die Hände in ein parfümirtes Lavoir, löste die breite weiße Leinenschürze über der bauschigen Seidenrobe und schlüpfte nach einem befriedigenden Blick in ihre Psyche in das nach modischem Geschmack mit allerlei Ueberflüssigkeiten gefüllte Budoir; unter dem Schatten eines Palmbaumes streckte sie sich nachlässig in eine Chaiselongue, sie ergriff, gleichviel ob verkehrt, das erste beste Buch aus der ungeordneten Sammlung auf dem teppichbehangenen Tische und blickte erwartungsvoll darüber hinweg nach den Falten der Portiere.

Die Metamorphose in die Rosanna war fix und fertig, als nach der Meldung des Kammerdieners und einer gnädigen, Einlaß gewährenden Handbewegung der Dame, Fräulein und Herr von Hellstädt das Zimmer betraten und Jene mit einem huldvollen „Willkommen“ sich aus ihrer träumerischen Haltung erhob.

Ob die unschuldige Therese den stattlichen Umriß der Dame durch das Lugefensterchen aufgefangen hatte, oder ob sie, nach mütterlichem Beispiel, des Glaubens war, daß eine Hausfrau durch jeden Besuch in be-

ansprechenden Geschäften unterbrochen werde, genug, sie führte sich mit der bescheidenen Frage ein:

„Wir stören doch nicht, liebe Frau Geheimeräthin?"

„Stören — mich? — in was?" — lispelte die Dame mit zerstreut herablassendem Lächeln.

„In Ihrer Lectüre, gnädige Frau," sagte Heinrich gleichfalls lächelnd.

„Nur mein Morgen ist ernsten Studien gewidmet," versetzte die Rosanna. „Zwischen Siesta und Theestunde blos ein leichtes passe-temps. Sie kennen diese charmanten Ausführungen, Herr von Hellstädt? Die Rittersitze unserer Adelsgeschlechter. Ich hoffe in der Fortsetzung mich auch an dem Oberhof von Hellstädt zu erfreuen."

„Wenn meine Knabenerinnerungen nicht trügen, gnädige Frau," sagte Heinrich lachend, indem er das reichgebundene Bilderwerk in die Hand nahm, — „so möchte der kaum nach dem Entstehen verfallende Schnörkelbau von Hellstädt, in ziemlich nüchterner Landschaft, wenig malerische Reize bieten."

„Sie irren, Baron! — Die Terrassen, die alten Burgtrümmer im Hintergrunde, nichts Ehrwürdigeres als diese architectonischen Familientraditionen! Man

lebt Jahrhunderte nach auch bei nur flüchtiger Betrachtung. Wäre unser Adolar uns nicht so früh entrissen worden, würde mein seliger Gatte die Stammburg der Trumpfs — — Aber nehmen Sie dort den rothen Folioband zur Hand, liebes Fräulein, — wendete sie sich an Theresen, die über des Bruders Schulter in das hübsche Bilderbuch geblickt hatte, jetzt aber bei Erwähnung der Stammburg der Trumpf mit verwunderten Augen in Dame Rosanna's röthliches Antlitz starrte.

„The beauties of english aristocracy" — fuhr diese fort, — werden Sie vermuthlich mehr interessiren als diese Architecturen. Feine, adlige Köpfe, wie sie unseren germanischen Geschlechtern seltener eigen sind als den normännisch gemischten und die durch plebeje Verbindungen leider immer mehr trivialisirt werden. Die Racenzüge der Trumpf — —"

Die Portiere rauschte bei diesem letzten Worte auseinander und die junge üppig schlanke Oelgräfin in das Gemach, das für den Umfang zweier bauschigen Roben nicht räumlich genügend, unter Vortritt der Dame des Hauses mit dem Salon vertauscht wurde.

Fräulein Liberte hatte den Lieutenant munter be-

grüßt, ihre Gespielin nach einem etwas abfälligen Blick auf ihre Toilette, herzlich umarmt.

„Sie müssen den Abend bei uns bleiben," rief sie, Theresen ohne Umstände das graue Felbelhütchen abnehmend. „Ah, Papas neuer Shawl! Genau das Muster von dem, den ich mir vor drei Jahren aus Paris mitbrachte!"

„O, Ihr Herr Vater, der köstliche Greis!" — unterbrach die Tante die tactlose Offenherzigkeit. — „Vom Scheitel zur Sohle ein Cavalier! Die Seele wird mir weit, so oft ich unter unseren büreaukratischen Salonsfiguranten die hohe Gestalt mit dem ehrwürdigen weißen Lockenhaupte und dem weißen Ritterkreuze auf der Brust hervorleuchten sehe. Ein seltenes Urbild reinen Adels! Aber ich vereinige meine Wünsche mit dem meiner Nichte. Wir geben die Oper auf und unsere lieben Heimathsfreunde gewähren uns einen traulichen Abend."

„Die Mutter würde sich ängstigen, wenn ich so lange bliebe," wendete Therese ein.

„Auch ich beklage, für den Abend versagt zu sein," sagte Heinrich, an den die einladenden Blicke der Damen vorzugsweise gerichtet schienen.

„Bis zur Opernstunde denn,“ entschied die Geheimeräthin, indem sie den Sophaplatz einnahm und die Anderen sich um sie gruppirten.

„Sie betrachten dieses Wappen, Herr von Hellstädt, — nahm sie darauf das Wort, da Heinrich, bei aller Wohlerzogenheit nicht ohne merkliches Erstaunen auf Polstern, Teppichen, Vasen, auf dem trophäenartig ausgespannten Kaminschirm, in die Rahmen der Spiegel und Bilder geschnitzt, gestickt, gewebt, gemalt, das nämliche heraldische Embleme eines an einem Baume in die Höhe kletternden Bären mit der obligaten Freiherrnkrone darüber prangen sah. — „Es ist das Ritterzeichen der Trumpf, welches die Vorfahren meines seligen Gatten in kleinlicher, Gott weiß! sträflicher Geringschätzung haben ruhen lassen. Wir finden Spuren der Trumpf schon in der Cheruskerzeit; der Eichbaum deutet auf den alten germanischen Stamm. Der Tod überraschte leider meinen Gemahl, bevor er die Versündigung seiner Väter wieder gut zu machen vermochte. Er ehrte die Institution des Adels, wie ich selbst sie ehre; eine conservative Ader zieht sich durch meine ganze Natur. Wäre mein Adolar mir nicht so früh entrissen worden, um die Reihe der Trumpf für immer zu schließen — —

„Adolar, Freiherr von Trumpf!“ rief Liberte mit spöttisch gekräuselten Lippen. Die Rosanna erhob sich plötzlich, eine höhere Schattirung auf den Wangen. „Einen Moment,“ sagte sie, „ein Billet an die Gräfin Horn Bock, das ich versäumt“ — damit schwebte sie so leichtfüßig als möglich in das Boudoir und wohl möglich, darüber hinaus in das Bereich der Hanne Rosine.

Ein goldhelles Lachen Fräulein Libertens folgte ihr. „Die brave Tante!“ rief sie aus. „Ich möchte wohl wissen, in welcher Himmelsgegend sie die Stammburg der Trumpf restaurirt haben würde, wenn ihr Adolar die Reihe des ritterlichen Geschlechts nicht geschlossen hätte. Er ist nämlich netto drei Stunden alt geworden und hat die Nothtaufe erhalten, auf daß in der neuerbauten Erbgruft der Trumpf unter dem Wappenschilde des cheruskischen Bären, auf dem gothischen Marmorkreuz der Name Adolar in goldenen Lettern prangen durfte.“

Theresens Augen hingen ängstlich gespannt an den Lippen der Spötterin; Heinrich dahingegen stimmte belustigt in ihre Laune ein. Denn keinen Gemüthsehler entschuldigt ein junger Mann an einem schönen

Mädchen bereitwilliger als einen Funken sogar boshaften Uebermuths.

„Verzeihen Sie, Herr von Hellstädt," fuhr Liberte darauf ernsthafter fort, indem sie aus dem Strauße des Baron Speck nachlässig Blume um Blume zerzupfte. „Verzeihen Sie, Sie sind von Adel und ich weiß nicht, wie ich empfinden würde, wenn ich eine Reihe ritterlicher Ahnen und Burg und Oberhof von Hellstädt hinter mir stehen sähe. So aber, ein Kind dieses Tages und in einer Mühle geboren, verdrießt mich die Narrethei meiner Tante und ich bin stolz darauf, daß mein Vater durch seinen Geist, denn Speculation ist ja Geist! alle gesellschaftlichen Schranken für mich niedergerissen hat und ich würde — —"

„Einem erlauchten Bewerber den Rücken weisen, — um consequent zu sein," neckte Heinrich.

„Im Gegentheil! Was ginge der Edelmann mich an, wenn mir der Mann gefiele? Die Freiheit aller Bewegungen ist ja unser unschätzbarer Gewinn!"

„Auch nach unten hin, schöne Freiheitsrose? — Papa's Impromptu, Sie erinnern sich! — oder suchen Sie Ihre Gleichen nur — —"

„Neben mir," versetzte Liberte, mit dem leichten, hoffärtigen Kräusel der Lippen, das ihr, sie mochte es wohl wissen, so anmuthig ließ.

„Das heißt also unter den Reichen?" wendete Therese schüchtern ein. „Du kannst Dir wohl gar nicht denken, daß man arm sein kann, Liberte?"

„Nicht denken, was ich bei jedem Schritte mit Schauder vor Augen sehe?"

„Aber edel dabei sein und auch glücklich, Liberte?"

„Edel, warum nicht? Sogar vornehm. Die erste Gouvernante unseres Instituts war eine Generalstochter und hatte den Anstand einer Oberhofmeisterin. Sie schlug die Atlasrobe aus, die wir Pensionairinnen, leidlich tactlos! ihr als Angebinde zusammencollectirt hatten, und imponirte uns in Camelot und Kattun. Aber glücklich, glücklich? — gewiß nicht! Glücklich heißt frei sein und frei heut zu Tage reich. Die Armuth hat als Nothbehelf des Glückes bestenfalls die Arbeit und die heutigen Damen meines Schlags haben nicht mehr arbeiten gelernt, höchstens sich beschäftigen. Meine romantische Tante ist in diesem Punkte weniger aristokratisch als ich constituirt. Trieb und Lust zur Arbeit sind ihr geblieben wie der rüstigsten Bauerfrau. Der Stammburg der Trumpf zu Gefallen verleugnet sie

nur ihre Natur und macht sich lächerlich. Aber à propos Tante Rosanna! Sie hält es für comme il faut, mit dem ersten Lerchensang aus der Stadt zu flüchten und da der alte Stammsitz der Trumpf leider zu ihrer Aufnahme nicht bereit steht, die Badesaison aber noch nicht eröffnet ist, nimmt sie mit der neuen Mühle von Hellstädt fürlieb und ist entschlossen, in den nächsten Tagen dahin aufzubrechen. Fast hat es den Anschein, als ob sie auch noch weniger romantische Beweggründe hegte. Geschäfte vielleicht; sie treibt gewaltig. Was kümmert's mich? Müßte ich nur nicht mit. Der März auf dem Lande ist schlechthin unausstehlich. Als Winter zu warm und hell; als Sommer zu kalt und dunkel. Ohne Gesellschaft hält man's nicht aus."

„O, wie gern würde ich Winters und Sommers auf dem Lande leben!" sagte Therese seufzend. „Schon als Kind beneidete ich Charitas, wenn ich sie, manchmal gar barfüßig, Pathe Klausens Gänse vom Anger heim treiben sah. Ich hätte's ihr gern nachgethan. Aber die Mutter meinte, ich würde eines Tages schwerlich Heerden zu hüten, oder einen Hof zu verwalten haben. Ich gehöre in's Haus und müsse im Hause heranwachsen. Dann zogen wir in die Stadt und ich

bin nun schon zwölf Jahre nicht mehr in Hellstädt gewesen und habe Charitas nicht wiedergesehen. Wie sie wohl geworden sein mag in der langen Zeit?"

„Sie ist geworden, was ihr Name sagt," antworte Liberte gesetzteren Tones als bisher. „Eine kleine Heilige, wenn man sich eine Heilige so gesund und praktisch vorstellen könnte, wie die Charitas vom Unterhof. Still und gut will sie gar nichts sein und ist viel, sogar gebildet durch den Vater, in dem ja ebenso viel vom Pädagogen als vom Edelmann und Bauer verborgen liegt. Viel mehr habe ich freilich gelernt, aber sie lernte das Wenige besser, sie lernte es mit dem Herzen."

„Ist sie schön geworden?" fragte Therese, und Heinrich, zwischen Scherz und Ernst getheilt, setzte hinzu: „Mit breiter Taille und rothen Händen" schilderten sie heute Mittag Papa's Hellstädter Nachbarn."

Liberte erwiderte: „Nun ja, ihre Taille mag breiter und ihre Hände mögen röther sein als die unseren, Therese; auch fehlt ihr ein Etwas, ohne welches wir Weltkinder uns die Schönheit einmal nicht denken können. Aber schön ist sie doch. Frage meinen Bruder, der sich pikirt ein Künstler zu sein, welcher Art ihre Schönheit ist. Doch — ein köstlicher Einfall! — sieh

sie Dir selber wieder an, geh mit mir nach Hellstädt, Therese!“

„Ach, wie gern! Aber die Mutter —!“

„Bah! Du bittest sie.“

„Die Mutter läßt sich niemals erbitten.“

„Du mußt's nur richtig anfangen, Kind. Bitten heißt schmeichelnd trotzen. Ich stehe Dir bei, und wenn Dein Herr Bruder sich mit uns verbündet — —“

„Werden wir dennoch nichts ausrichten. Die Mutter hat Gründe für alles, was sie thut und läßt.“

„Geht's nicht in Güte, geht's mit Sturm. Ein Angriff muß jedenfalls versucht werden. So leichten Kaufes gebe ich eine hübsche Idee nicht auf.“

Die Frau Geheimeräthin trat wieder ein, einen frischen Duft von Es-bouquet um sich verbreitend, den ihre Eingeweihten zu deuten wußten. Sie unterstützte Bertha's Plan — Bertha klang romantischer als Liberte! — mit so viel Wärme, als sie eine Frau von Distinction sich gestatten darf, verhieß, ehestens als Bittstellerin bei Frau von Hellstädt vorzufahren und gab genügend zu verstehen, daß die Begleitung des Bruders den schwesterlichen Besuch um hundert Procent erhöhen werde.

„Habe ich mich doch längst gewundert, Herr

von Hellstädt, — in den Jahren Ihres Herrn Vaters wird man unbeweglicher, — aber daß auch Sie die Wiege Ihrer Ahnen so vollständig ignoriren und dem Einfluß bäuerlicher Verwandten freie Hand lassen —"

„Halt da, ma tante!" unterbrach sie Liberte, „an den Stephans rühre mir nicht, das sind ganze Menschen."

„Wer bestreitet das, Bertha?" versetzte Frau Rosanna, „aber wer wird es auch bestreiten, daß ihre Lebensart das Ansehn eines ritterlichen Geschlechts in den Augen seiner Hintersassen und Lehnsleute bedenklich untergräbt?"

„Die Nachbarn und Einwohner von Hellstädt würden Sie eines empfindlichen Anachronismus zeihen, gnädige Frau," entgegnete Heinrich lachend, „seitdem auch die letzte Lohnfuhre, der letzte Zinshahn mit schwerem Gelde von ihnen abgelöst worden sind."

„Leider!" sagte die Dame der Trumpf mit einem Seufzer.

„Gottlob!" dagegen die schöne Oelgräfin mit einem boshaften Lächeln. „Auch die Müller von Hellstädt sind erst seit der Zeit freie Leute geworden."

Die Frau Geheimräthin biß sich ärgerlich auf die Lippen; erwiderte jedoch nichts, sondern zog die Klingel

und befahl dem eintretenden Diener, einen Imbiß zu besorgen. Nach kurzer Weile servirte Ehren-Mattner auf silberner Platte die bereits geschilderte duftige Collation.

„Wie köstlich dieser Phirsich!“ rief Therese bewundernd. „Frisch wie vom Baume gepflückt! Haben Sie sie selbst eingemacht, Frau Geheimräthin?“

„Ich?“ fragte die Rosanna mit unnachahmlicher Dehnung.

„In unserem kleinen Haushalt kommen zwar derlei Feinheiten nicht vor,“ fuhr Therese harmlos fort, „Papa aber liebt Eingemachtes, und hätte ich das Recept, würde ich ihm zu seinem Geburtstage im Herbst mit einer so vorzüglichen Sorte gern eine Freude machen.“

„Ich werde meine Köchin beauftragen,“ versetzte die Geheimräthin. „Ich selber verstehe mich wenig auf Küchenangelegenheiten.“

„Ich desto mehr!“ sagte Liberte lachend. „Du sollst das Recept haben, Therese, und ein Dutzend andere obendrein, wenn Du beherzt und geschickt zu unserem Hellstädter Plänchen die Hand bieten willst.“

Eine frische Tenorstimme ließ sich in diesem Augenblicke im Vorzimmer vernehmen, und Herr

Gustav Rose betrat, sans façon eine Opernarie trällernd, den wappenprangenden Salon seiner Tante, just nicht von deren wohlwollendsten Blicken willkommen geheißen. Sein Anzug war lässiger, die Cravatte bunter, Haar- und Bartwuchs länger als sie in diesen Räumen die Regel waren. Er warf sich auf den bequemsten Fauteuil, kreuzte die Beine und war bald im Zuge, die Gesellschaft von Concerten, Schauspielern, Tänzerinnen, am ausgiebigsten aber von den Proben einer neuen Oper zu unterhalten, für deren Heldenrolle ein parteienspaltender Sänger des Auslandes berufen worden war. Die ansprechendsten Arien des Tonwerks wurden am Flügel zum Besten gegeben, das Libretto recitirt und als es nicht gelingen wollte, die Touren einer eingeflochtenen Maskenquadrille anschaulich zu machen, nahm der geniale junge Herr die Schwester bei der Hand und führte mit ihr, die Tanzweise trällernd, auf dem gestickten Fell des cheruskischen Bären die kunstvollsten Pas und Verschlingungen vor. Athemlos sank er dann auf seinen Sessel zurück und stürzte ein Paar Gläser Sherry hinunter, die er sich ohne Umstände statt des „widerlichen Genäsches" bei Mattner bestellt hatte und sprang darauf mit frisch gekräftigten Lungen zur Schil-

derung einer nächtlichen Tafelrunde über, welche nach der gestrigen Hauptprobe Künstler und Kunstfreunde bis zum Hahnenschrei vereinigt gehalten haben sollte.

„Auch Künstlerinnen und Kunstfreundinnen?“ fragte Liberte.

„Kein Fest ohne die Schönen!“ lachte er.

Die Frau Geheimräthin seufzte voll Schmerz. „Wirst Du Dich denn niemals aus diesen zweideutigen Regionen erheben lernen, Gustav?“ klagte sie. „Die edelsten Häuser, die würdigste Laufbahn stehen Dir geöffnet. Dein armer, armer Vater!“

„Arm? Wie so? Seit wann?“ fragte der junge Herr.

„Seit sein einziger Sohn — —“

„Der einzige, Gottlob! Wären unserer ein Dutzend, würden wir uns anders haben ducken müssen. Er erwirbt und ich genieße. Was wäre natürlicher, ma tante?“

„Ihm nachzuahmen, mon neveu.“

„Meine Nächte schlaflos in martervollen Berechnungen, die thaufrischen Morgen im Gewühl der Börse, oder zwischen Rädern und Tonnen hinzubringen?“

„Unter Deines Gleichen als ein Gentleman zu leben."

„Als ein Philister oder Narr! Schönen Dank, ma tante. Geld ist Schein und Kunst ist schöner Schein."

„Ja, der zweite verschlingt, was der erste errungen hat."

„Ei nun, ich rechne auf einen nicht leicht verschlingbaren Kern. Schlimmsten Falls — — Wißt Ihr, was aus mir geworden wäre, wenn —"

„Wenn Du arm wärst, Du, Gustav?" spottete Liberte.

„Wenn ich, statt zu spielen, mich hätte anstrengen müssen, allerdings —"

„Ein Geschäftsmann, Du?"

„Ein Gentleman, Du?"

„Ein Künstler ich! — Signor Rosario, der erste Operntenor der Welt!"

„Barmherziger Heiland! ein Komödiant!" hauchte die Mutter Adolars von Trumpf, mit einem Versuch von Sterbensmattigkeit.

„Ein rentables Geschäft, mit dem Du Dich ausgesöhnt haben würdest, Tantchen," versetzte lachend der Künstler in spe. „Kein kostbareres Metall heut zu

Tage, als das in einer Kehle verborgen liegt. Dank der liebewerthen Natur, die meinige birgt eine reichkörnige Ader, und Dank den Dukaten, die Papa aus seinem Rübsamen gepreßt, sind die Körner rund und klar zu Tage gefördert. Komme es wie's will, ich habe meine Schätze nur in Betrieb zu setzen und ich bleibe, oder werde ein glücklicher Mann!"

Es entstand eine Pause. Der Blick der Frau Geheimräthin ruhte mißmüthig auf der Pendule; dann zog sie die Klingel und der Diener brachte die verschleierten Lampen. Die Geschwister fühlten, daß der Moment des Empfehlens gekommen sei. Sie dankten für die Plätze, welche ihnen die Dame, schnell wieder erheitert, in ihrer sie zur Oper führenden Equipage anbot und schlugen zu Fuße den Weg nach der Vorstadt ein.

„Mir schwirrt uud schwindelt der Kopf," sagte Therese, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander gegangen waren. „Sind alle reiche Leute so, oder ähnlich wie diese, lieber Heinrich?"

„Viele Reichgewordene sollen es sein."

„Und die an den Besitz Gewöhnten, sind sie weniger leichtfertig und närrisch?"

Er blieb die Antwort schuldig. War er nicht selber an den Besitz gewöhnt? war es der Vater nicht, ein großer Kreis von Lebensgenossen? Dennoch, oder eben darum, hätte er nicht ohne Vorbehalt die Frage bejahen mögen. „Du wünschest die Reise nach Hellstädt, Schwesterchen?“ fragte er ablenkend.

„Fast ist der Plan mir leid geworden,“ antwortete sie. „Ich verstehe diese Menschen so wenig, selber Liberten nicht, die es ehrlich meint. Und doch wieder: die Reise, der Frühling, unser Hellstädt, die liebe Charitas — das lockt.“

Sie plauderte von ihren Kindheitserinnerungen, bis sie vor dem Gärtnerhause angekommen waren. Er versprach morgen mit ihr vereint einen Anlauf an das mütterliche Herz zu unternehmen, dankte ihr noch einmal für ihre Hülfe und während sie im Flure verschwand, wendete er sich der Wohnung des Kameraden zu.

Fünftes Capitel.

Ein Freund.

Es hätte dieser stimmungswechselnde Tag dem jungen Manne kaum durch einen schneidenderen Contrast zum Abschluß gebracht werden können als den der heiteren Räume und Menschen, die er eben verlassen, mit dem brütenden Kameraden, wie er, den verblichenen Soldatenmantel übergeworfen, in der ungeheizten, kahlen Mansarde, beim trüben Flackern einer Talgkerze, das Gesicht in die Hände vergraben, vor seiner Drechselbank saß. Auch empfand Heinrich diesen Contrast mit einem ahnungsvollen Bangen, das sich seit seinem Morgenbesuche bei ihm eingeschlichen und das der Eindruck der glücklichen Emporkömmlinge nur für den Moment in ihm verscheucht hatte.

„Ich habe Sie nicht mehr erwartet, Herr von Hellstädt," sagte der arme Lieutenant beklommen.

„Hielten Sie mich für so vergeßlich, lieber Kamerad?" versetzte Heinrich.

„Das nicht, — aber —"

„Nun still davon! Hier ist Ihr Geld."

Stern stand eine Weile sprachlos, mit mächtig arbeitender Brust. Plötzlich schlug er die knochigen Hände vor das Gesicht, um einen ausbrechenden Thränenstrom zu verbergen.

„Um's Himmels willen, was ist Ihnen, Stern?" fragte Heinrich gleichzeitig bewegt und verwundert.

„Lassen — lassen Sie mich!" schluchzte krampfhaft der Andere; „ich kann es nicht sagen, — halten Sie mich nicht für einen Narren — aber — aber, Sie wissen nicht, was es heißt, zum erstenmale eine Gutthat anzunehmen."

„Ein kleines Darlehn, Freund, das Sie mir wiedererstatten, sobald Sie können, oder mögen. Was dürfte es Einfacheres unter Kameraden geben?"

„Sie mißverstehen mich," preßte Stern hervor. „Nein, nein, es ist nicht Stolz, nicht Stolz; Freude fast. Ich bin noch nie einem Menschen dankbar ge-

wesen, selber denen nicht, die mir das Leben gegeben haben."

„Seltsamer Mensch!" sagte Heinrich gezwungen lächelnd. Ihm war schier unheimlich zu Muthe; er hätte sich fortmachen mögen, wenn es ihm nicht lieblos gedünkt.

Es entstand eine Pause, der Kamerad trabte mit weiten Schritten im Zimmer auf und ab. Heinrich nahm ein Buch zur Hand, das auf der Drechselbank aufgeschlagen lag. Es war ein Band von Jean Paul. Nach den Erinnerungen seiner Selectanerperiode, konnte Heinrich es natürlich finden, wenn dieser Schriftsteller der Freund von diesem Kameraden war.

Nach einer Weile hatte Stern sich gesammelt; er drückte Heinrich die Hand und sprach: „Ich nehme Ihre großmüthige Hülfe an, lieber Hellstädt; zunächst als ein Darlehn, das, bleib' ich am Leben, spätestens in zwei Jahren zurückerstattet sein wird. Sterbe ich vor der Zeit —"

„Aber, bester Freund," unterbrach ihn Heinrich.

„Nun denn," fuhr der Andere fort, „so war es eine Wohlthat, die Sie einem Unglücklichen erwiesen haben. Und eine Wohlthat sei und bleibe es, ob ich

sterbe oder lebe. Ein Merkzeichen, daß ich keine Ausgestoßener bin aus dem Verbande guter Herzen, den wir Leben nennen; daß ich ein Thor und Frevler war, wenn ich an dem Heiligsten verzweifelte. Lächeln Sie immerhin, Hellstädt, Sie haben mit dem, was Sie eine Kleinigkeit nennen, mit der Art, wie Sie mir sie boten, einen Menschen gerettet. Morgen werde ich ein freier Mann sein; werde fortan streben, mich den Anschauungen meiner Standesgenossen einzufügen, den Forderungen eines Berufes, dem ich nun einmal angehöre, und der so gut wie irgend einer fortbildende Elemente für mich und Andere in sich tragen muß. Damit Sie aber“ fuhr er mit einem künstlichen Ansatz zur Heiterkeit fort, „damit Sie aber begreifen, wie ein Mensch meines Schlags, vom Schicksal sichtbarlich nicht auf Daunen gebettet, Einer, der Ihnen zum Handwerker, oder meinethalben zum Volksschullehrer weit eher als zum Lebemann geneigt und geeignet scheinen wird, wie er in einer Lebensstellung die Tausenden genügt, derartiger Verwirrung und Verbitterung anheim fallen konnte, so gewähren Sie mir noch eine Viertelstunde Geduld, und hören, zugleich als einen Rechenschaftsbericht, die Geschichte meiner

Schulden, die mit Ihrer herzlichen Aushülfe einen Abschluß finden soll."

„Aber, bester Stern," fiel Heinrich ein, „so schließen Sie doch lieber ab mit dieser kleinen Gefälligkeit, die Ihnen jeder Andere mit gleicher Freude erwiesen haben würde. Bei Gott, Sie machen mit Ihren Scrupeln mich schamroth, da ich mich zehnfältig in ähnlicher Lage ohne die mindeste Unruhe befunden habe."

„Ihre Antecedenzien sind eben andere gewesen, als die meinen, lieber Kamerad," versetzte Stern, „und aus diesen Antecedenzien, — gönnen Sie mir den Genuß einer ersten Vertraulichkeit im Leben! — aus ihnen soll Ihr freundliches Herz fassen und entschuldigen lernen, wie ein Mensch ohne stützende Hand an dem scheinbar geringfügigsten Anlaß, das heißt an dessen Rückwirkung auf das Gemüth, zu Grunde, ja zu Grunde gehen kann. Also, nicht wahr? ein Weilchen Geduld für die Geschichte von zweihundert Thaler Schulden."

Heinrich nickte zustimmend, drückte dem Kameraden die Hand und setzte sich, den Paletot fester um sich ziehend, ihm gegenüber vor die Drechselbank. Herr von Stern hob an:

„Schon der Titel wird sie nicht auf die Vermuthung abenteuerlicher Ereignisse, oder romantischer Conflicte führen, Ihnen nur den Blick in ein Geheim- und Stillleben öffnen, wie es Tausende neben uns unbeachtet sich abspinnen sehn. Der gute Mann, der dieses Buch geschrieben, — er deutete auf den Band des Jean Paul, — und der mich manchmal getröstet hat, wenn ich mich vergeblich nach einem Menschenherzen sehnte, der gute Mann sagt irgend wo ungefähr: „Der Mensch schwinge sich, wie die Gemse, über Abgründe von Gipfel zu Gipfel.“ Viele aber, mein Kamerad, werden ungelenk und stark gefesselt in Abgründen geboren und es gehört schon guter Muth dazu, daß sie Schritt für Schritt empor auf eine mäßig heitere Lebenshöhe dringen. Waren Sie Kadet, Hellstädt?“

„Nein.“

„Ich merkte es Ihnen an. Sie würden sonst auch heimischer gewesen sein in der Proletarierwelt unseres auf glänzende Höhe geschraubten Standes, würden in der Nähe gekannt haben die Söhne pensionirter Subalternofficiere, oder ihrer Wittwen, die — mich sollte wundern, wenn Ihr hoher Chef nicht auch dieses Generalswort gelegentlich citirte, — die Janitscharen

unserer Armee genannt worden sind; das heißt von Vater auf Sohn geborene Waffenträger, die ohne engere Heimath, ohne festes Haus, nicht zwischen einem Beruf zu wählen haben, denen jedweder Krieg als Beförderer, oder Befreier willkommen ist. Bei unserer gegenwärtigen Heerverfassung sind diese „Janitscharen" nur ein, wenn auch erheblicher Bruchtheil unseres Officierstandes geblieben; ob in militairischem Betracht zu deren Gewinn wird erst eine Waffenprobe zu entscheiden haben; in bürgerlicher Hinsicht ohne Zweifel.

„Ich gehörte seit Generationen in ihre Reihe. Mein Vater, ein blutarmer Lieutenant, hatte aus jener Tändelei, welche in der langen Friedensepoche ein Zeitvertreib der meisten Offiziere geworden war, ein gleichfalls blutarmes Fräulein auch aus einer Janitscharen-Familie geheirathet, eine königliche Unterstützung von dreihundert Thalern die Partie ermöglicht. Viele Familien des gebildeten Bürgerstandes, leben noch heute bei gesteigerten Bedürfnissen und gesunkenem Geldwerth zufrieden von der Summe dieses Einkommens; meine Großeltern waren mit monatlich dreizehn Thalern Lieutenantsgehalt, die Mutter Commißhemden nähend, der Vater in seinen Freistunden ein Pachtgärtchen bestellend, Gemüse und Obst eintrocknend,

vergnügte Leute gewesen. Auch meine Eltern genossen froh des Tages, so lange der kommende nicht drängte. Der kommende Tag, das hieß aber zunächst: die Kinder. Ich, das älteste und der einzige Junge; zum Glück gesund und kräftig, der Sprosse erster Liebe; nach mir eine Reihe von Mädchen, alle Jahre dürftiger und schwächer.

„Kinder, so heißt es, sind die Freuden, die Stützen der Ehe; der Bauer, die arme Tagelöhnerin begrüßen ihr Neugeborenes als Gehülfen und Versorger in alten Tagen. O, daß ich als Bauer, oder Tagelöhner geboren worden wäre! Aber zurück die thörigten Wünsche, die meine Jugend verbittert haben. Ich will sein, ganz sein, was ich geworden bin und nicht mehr ändern kann zu sein!

„Mit uns Kindern erlosch im Hause Behagen, Freiheit, heiterer Schein; Verdruß und Noth, Lärm und Mangel zogen dafür ein. Die Mutter wurde kränklich reizbar; der Vater, verstimmt, suchte nach Außen Zerstreuung; wir Kinder schlichen einher gebeugten Haupts und kranken Herzens bevor wir unser Leid nur zu begreifen vermochten. „Nichts als Plage mit den Kindern!" oder: „alle Lust vergällt durch die Kinder!" ja sogar: „kein größeres Unglück als Kinder!"

Dieser tägliche Refrain, oft wohl unbedacht hingesprochen, ist der Widerhall aus einer Zeit, die man als einen Paradieseszustand bezeichnet hat. Sie sehen mich betroffen an, lieber Hellstädt? O, glauben Sie nicht, daß ich die endlosen Opfer verkenne, die dieser Zeit gebracht worden sind. Aber ich war ein Kind, das in der Liebe das Opfer nicht begreift, sich nur immer fort sehnt nach einem zärtlichen Wort und Blick, nach einer Liebkosung schmachtet wie nach einem berechtigten Element und bleibt es ihm ungewährt, — verkümmert."

„Ich war ferne davon, Sie zu tadeln, lieber Stern," versetzte Hellstädt. „Im Gegentheil läßt der Contrast mit meiner eigenen, durch die heiterste Liebe eines Vaters belebten Jugend mir Ihr Mißgeschick doppelt fühlbar machen. Gewiß, gewiß, keine spätere Entsagung, kein Opfer des gereiften Lebens wiegt den unbewußten Eindruck stolzer Freude auf, mit welcher unser kindliches Dasein empfunden wird. Was ich Ihnen allenfalls einwenden möchte, ist, daß Sie mir mit Unrecht unseren Stand für derartige Mißverhältnisse verantwortlich zu machen scheinen. Mag in kriegerischen Zeiten die Familie ein Onus für den Soldaten sein; im Friedensstand, der uns leider ja zum Normalstand geworden ist, habe ich sehr be=

glückende häusliche Verhältnisse unter Kameraden kennen lernen.“

„Auch ich, Hellstädt, ja vorzugsweise glückliche,“ sagte Stern. „In den Ständen, wo die Frau des Mannes Gehülfin ist, erschöpft das Tagewerk die Kräfte; auch die geistigen Arbeiter jeder Art kehren abgespannt in ihre Häuslichkeit zurück; was sie zunächst von ihr beanspruchen, ist Ruhe. Der Offizier dahingegen bei nur halb ausfüllender Thätigkeit sucht und findet Anregung und Befriedigung im Umgang mit seiner Gattin, in der Erziehung seiner kleinen Welt, in einer Geselligkeit, die durch wohlthätige Formen gebunden wird. Ich wollte demnach keineswegs unseren Stand an sich für die frühen Störungen meiner Entwicklung verantwortlich machen; ihr Grund lag in gemüthlichen Verfassungen, deren Specificirung Sie mir erlassen mögen. Was ich darüber hinaus behaupten will, ist die zehnfältige Gefahr der Armuth in einem Beruf, dessen corporativer Ehrenpunkt alle überschüssige Leistungskraft gebunden hält; — gebunden halten muß, — ich will es fortan einsehn, mein Kamerad! Daß ich daher den Staat mit der unsere Unfreiheit am grellsten constatirenden Forderung eines beträchtlichen Vermögensnachweises bei Militair-

verheirathungen durchaus im Rechte halte und daß auch ohne diese gesetzliche Forderung ich für meine Person mir lieber das begehrliche Herz zerquetschen, als eine Familie auf unharmonischer Grundlage aufrichten, mit schlichten Worten ausgedrückt, ein armes Mädchen heirathen würde, bedarf keiner Versicherung."

„Beileibe kein armes!" unterbrach Heinrich lachend den Eifer des Kameraden. „Aber, Sie scheinen mir zum Hausvater angelegt, lieber Stern, — darum je eher, je lieber ein reiches."

„Auch das nicht," versetzte Stern, — „vorausgesetzt, daß mir eckigem, armem Teufel eine so gute Gelegenheit sich böt'. Ist mir bisher der Druck einsamer Armuth lästig gewesen, der behaglicher Abhängigkeit würde mir unerträglich sein. Ich werde niemals heirathen."

„Wie schwerfällig Sie alle Verhältnisse auffassen, stolzer Mensch!" entgegnete Heinrich. „Niemals hätte ich daran gedacht, mich abhängig zu machen, wenn ich, versteht sich nicht ohne Neigung, ein reiches Mädchen geheirathet hätte."

„Weil Sie selber reich sind, Hellstädt."

„Auch wenn ich's nicht wäre, meine ich. Man liebt sich, man freut sich des Daseins. Geld ist ein

Mittel dazu, das Einer dem Anderen arglos bietet, Einer vom Anderen neidlos empfängt. Nicht mehr, nicht weniger."

„Ich bleibe dabei, wären Sie arm gewesen, wie ich, würden Sie sein Gewicht schwerer empfinden. Anders die Schule, anders der Schüler."

„Umgedreht, Stern: anders der Schüler, anders die Schule."

„Sei's darum. Aber lassen Sie mich zu der meinen zurückkehren. Ihr Resultat liegt zu Tage. Nicht blos das kommende Leben, auch das endende war es, das meine Eltern in ihrem Traume von Glück nicht erwogen hatten, ja das Einer von ihnen nicht erwog, als er an die Stelle des Glücks die Verzweiflung treten sah. Der Tod in seiner schreckbarsten Gestalt, der des Vaters, des Versorgers, der seinen Posten verließ, ehe Gott ihn rief. Richtet nicht! heißt es; richtet nicht, was niemals das Herz begreifen wird und niemals die Vernunft. Richtet nicht."

Der Erzähler schwieg, von Schaudern durchschüttelt; auch den Hörer überrieselte es. Nach einer langen Stille fuhr Stern fort: „Selber der dürftige Wittwenpfennig war durch diese That der Familie verwirkt. Wie wir fortan existirten von hundert Thalern

Pension meiner Großmutter und einem alljährig mühsam erbettelten königlichen Gnadengeschenk: sieben Menschen, alle zum Erwerb unfähig, alt, kränkelnd, oder Kinder, — Gottlob, daß ich selber noch ein Kind war und über den allgemeinen Eindruck hinaus, es nicht zu verstehen brauchte, noch heute es nicht verstehe. Nur einzelne Schattenbilder aus jener Zeit sind starr in mein Gedächtniß eingegraben.

„Die Großmutter hatte seit der Heirath der einzigen Tochter zu unserem Haushalt gehört. Sie mochte in jungen Tagen es besser gewohnt gewesen sein; aber sie wußte sich zu schicken, lachte gern und faßte eine Freude, wo sie sich eben fassen ließ. Das letzte Fünkchen Heiterkeit, wenn auch oft genug Widerspruch entzündend, flammte aus ihr. Selber in den Tagen der bittersten Noth war jener glückliche Leichtsinn ihr treu geblieben. Sie hatte fortwährend kleine Gelüste und simulirte auf Wege, sich und uns einen versagten Genuß zu erwirken, bettelte nach oben, borgte nach unten hin, nahm es in irgend welcher Weise mit einem Scrupel nicht genau. Eines Tages hatte sie vergeblich in ihrer Dose nach einer Prise und in ihrem Beutel nach einem Sechser zu frischer Füllung gesucht. Endlich rief sie mir munter zu: „Spring hin-

über in den Laden, mein Jungchen, und hole mir ein Loth.“ Ich bat um Geld. „Geld habe ich nicht,“ erwiderte sie lachend, „aber Du kneifst die Hand zu, siehst Du, so, als ob Du ein Stück drin fest hieltest und hast Du die Tüte, rennst Du hurtig davon und bringst sie herüber.“ Ich mochte kaum sechs Jahr alt sein und wußte noch von keinem siebenten Gebot, aber ich spürte so etwas von Dieberei. Indessen da die alte Frau immer inständiger bat, versicherte, daß sie morgen das Geld haben und hinübertragen werde, führte ich das kleine Schelmenstück aus, dessen Bewußtsein meine übrige Kindheit wie ein Brandmal versengte, ja heute im Mannesalter noch mich oftmals die Augen niederzuschlagen zwingt.“

Hellstädt fühlte sich in jener krampfhaften Stimmung, die zwischen Lachen und Schaudern die Mitte hält. Er fand keine schickliche Gegenrede; auch schien der Kamerad sie nicht zu erwarten. „Das erste Jahrzehend,“ fuhr derselbe fort, „schlich unter so kopfhängerischen Eindrücken hin. Ich erhielt eine Freistelle im Corps; die mütterliche Sorge war eines Lebens ledig. „Warum sind es nicht lauter Knaben!“ klagte sie beim Abschied, mit einem Blick auf die vier armen Schwesterchen. Nichts konnte gerechtfertigter

sein. Wie viel schwerer als Söhne ringen in unserer Lage und bei unserer Erziehung arme Töchter sich durch's Leben! Aber ich war noch immer ein Kind, ein ungerechtes, weil unverstehendes Kind; ich fühlte, nur, daß mein Scheiden als eine Wohlthat empfunden ward, daß Keiner nach mir bangte, Keiner mich lieb hatte auf der weiten Welt.

„Die Jahre, die nun kamen, hätten glückliche für mich sein dürfen. Was man auch gegen diese kindlichen Drillanstalten einwenden möge, nicht nur väterlich, nein mütterlich wurde für uns gesorgt. Ich hatte von allem Nothwendigen und Nützlichen die Fülle: Pflege, Ordnung, Unterricht, gewissenhafte Führer, eine große Gemeinschaft, Sang und Spiel. Dennoch wurde ich nicht froh; die Erinnerung an mein elendes Daheim, ja so seltsam es klingen mag, die Sehnsucht nach ihm vergiftete mir jede Freude. Ihre Wiege, Hellstädt, wird unter einem lachenden Himmel gestanden, ein frohes Stufenjahr Ihnen das andere verdrängt haben. Sie werden es daher kaum fassen, wie der Arme zehnfältig an dem dunklen Ausgangspunkte seines Lebens hängt, wie nach dem dürftigsten Winkel das Heimweh am mächtigsten zurück zieht. Ich lernte, ich gehorchte, ich erhielt keine Strafe, kaum

einen Verweis. Aber meine spröde, ungelenke Art, mein finsteres Brüten schreckte Lehrer und junge Gesellen von mir ab. Der freie Sonntag ist die Wonne eines Cadetten. Jeder ankert nach einer gastlichen Familie, in die er als „Hausfreundchen" einkehren darf. „Das Cadettenfieber" heißen die unvermeidlichen kleinen Feiertagsgäste und die guten Frauen, die ihre Langeweile geduldig über sich ergehen lassen, heißen Cadettenmütter. Ich habe kein solches Freudenfest gehabt; Niemand empfahl mich und ich selbst mich am wenigsten. Ich blieb allein. Die Bestellung eines Gartenbeetchens und diese Drechselbank, die ein scheidender Kamerad mir überließ, haben mir in diesen einsamen Feierstunden die Lust an ländlichen und handwerksmäßigen Beschäftigungen eingeflößt.

„Und endlich der Ferienjubel! Wie da monatelang Tage, ja Stunden gezählt, notirt und täglich, zuletzt stündlich durchstrichen werden, bis es heißt nach Hause! Ich bin in sieben Jahren nicht zu Hause gewesen. Ich würde zur großen Sommervacanz einen Freipaß erhalten haben, aber ein vierwöchentlicher Zehrer war eine Last, die der arme mütterliche Haushalt nicht ertrug. Selber Briefe erhielt ich selten, da mit Zeit und Porto gegeizt werden mußte und nie erbrach ich

ohne Herzklopfen das Siegel, denn es war fast immer eine Trauerpost, welche die wenigen Zeilen enthielten. Die Großmutter und drei Schwestern starben während meines Ferneseins und als ich bei siebenzehn Jahren mit dem Offizierspatent entlassen wurde, wußte ich nur noch die Mutter und älteste Schwester am Leben."

„Kein stolzerer Tag in dem stolzesten Menschenlauf, Sie wissen es, Hellstädt, als der, an welchem solch ein bartloses Bürschchen zum ersten Male die Epauletten trägt! Ich schlich an diesem Tage gedrückt zur Post, denn ich hatte statt des Glückwunsches einen Seufzerbrief erhalten und nicht einmal von der Mutter eigner Hand. Meine Neigung würde mich dem Geniefache zugetrieben haben, da es jedoch einen dreijährigen Aufwand in der Hauptstadt heischte, wurde ich Infanterist und einer von dem mütterlichen Wohnorte weit entfernten Garnison zugetheilt. Jahre gingen hin, bevor ich der Regimentskasse den Vorschuß für meine Equipirung zurückerstattet und das Geld zur Reise in die Heimath erspart hatte. —

„Das zehrende Sehnen elf langer Jahre sollte endlich gestillt werden, ich sollte die unglücklichen Menschen wiedersehen, in deren Zusammenhang mich die Natur gefügt hatte. Mein Koffer stand gepackt;

am andern Morgen wollte ich reisen. Ich konnte nicht ruhen, das Herz klopfte, daß ich's hörte. O wunderbarer, unbegreiflicher Trieb des Bluts! Alle verjährten Trauerschleier senkten sich, ungeahnete Hoffnungen sproßten; ich fragte mich, war denn auch wirklich alles so düster, als du's bis heute gewähnt? Hat deine kindische Phantasie nicht übertrieben? Die Todesschatten selber waren wie gescheucht. Ich sah, die ich liebte, vereint, frisch, jung und fast froh."

„In dieser Erwartung, in der letzten Stunde ereilte mich ein Brief. Der Schwester Hand und — wieder ein schwarzes Siegel! Wieder der Tod, der Mutter Tod, der unglücklichen Mutter! Ich war verwaist! Gott erspare Ihnen noch lange, Hellstädt, daß Sie erfahren, was Verwaist sein heißt. Rathlos, schutzlos, hülflos, was bedeutet das Alles gegen verwaist? Verwaist! Der Faden durchrissen, der uns an eine ewige Vergangenheit knüpft, ehe ein anderer mit der Zukunft angesponnen ist. Verwaist!"

Heinrich griff schweigend nach der Hand des Kameraden, der ihm so düster und rauhkantig und doch so kinderherzig zart gegenüber saß. Es dauerte eine Weile, bis er sich gefaßt hatte, dann eilte er in einem mühsam erkämpften leichteren Tone zum Schluß.

„Mein Koffer wurde wieder ausgepackt, mein Reisegeld verwendet, die verlassene, einzige Schwester zu mir zu führen. Ich zog mich von jedem Verkehr und selber vom Kameradentische zurück. Sie theilte mein Zimmer, besorgte unseren kleinen Haushalt, erwarb noch ein Weniges mit ihren fleißigen Händen. Sie war ein herziges, früh vom Schicksal zerquetschtes Kind, welches das Leben um etliche Jahre länger als die Schwestern fristete und endlich dem nämlichen zehrenden Keime erlag. Ein Kranken- und Sterbebett, ein Grab, ein Lieutenantsgehalt, — da haben Sie die Geschichte von noch zweihundert Thalern Schuldern."

Während Heinrich der Fügung nachdachte, welche eine gute, gleichfalls ein verkümmerndes Dasein führende Schwester unbewußt zur Helferin dieses braven Bruders machte, hatte derselbe sich gesammelt und brachte seine Mittheilung ruhig zu Ende.

„Meine Verbindlichkeiten würden sich indessen ohne Ungelegenheiten vollends abgewickelt haben, wenn ich in meiner früheren Garnison hätte bleiben können. Die plötzliche Versetzung in ein Garderegiment der Hauptstadt — Gott weiß, wem ich die Ehre zu danken habe! — ein Jahrhundert früher hätte ich meine eilf

Zoll in Anschlag gebracht, heute kann ich nur auf eine Verwechslung, oder einen Schreibfehler schließen, -- nun diese Versetzung mit ihrer Neueinrichtung, brachte eine Stockung in meine Abschlagszahlungen, brachte Mahnungen und Klagen bis vor meine neuen Vorgesetzten. Meine unüberwindlich scheue, störrige Art, die ärmliche Ausstaffirung, die Fremdheit großstädtischer Zustände, meine freiwillige und unfreiwillige Zurückgezogenheit — ich wäre unterlegen! Ein gutes Herz in der letzten Stunde, und ich bin gerettet; in mehr als einem Sinne gerettet, — ich will es sein."

Der Kamerad hatte geendet; Hellstädt erhob sich in so ernster Stimmung, wie er sie noch in seinem Leben nicht gehegt. „Sie haben mir," sagte er, „durch Ihr Vertrauen das Edelste geboten, was ein Mensch dem anderen zu bieten hat und mich mehr verpflichtet als Sie glauben, mehr vielleicht als ich selber in diesem Augenblicke klar zu überschauen vermag. Ich habe bis heute sorglos mit dem Leben gespielt. Ihre Bekanntschaft, gelegentliche Verknüpfungen, die ich nicht für bloßen Zufall halten will, dürften einen Wendepunkt auch in meinen äußeren Beziehungen vorbereitet haben. Unter allen Umständen aber, Stern: war es mir gegönnt, Ihnen einen kleinen Dienst zu er-

weisen, so werden Sie sich das Verdienst anzurechnen haben, daß ich von nun an weniger oberflächlich an Menschen und Zuständen vorüberstreife. Und so hoffe ich denn, lieber Stern, daß diese anspruchslose Fügung ein dauerhaftes Band zwischen uns angeknüpft hat, daß wir nicht nur gute Kameraden bleiben, sondern Freunde werden mögen."

„Ich habe noch niemals einen Freund gehabt," entgegnete Herr von Stern mit tiefem Klang, indem er beide Hände des jüngeren Mannes fest in den Seinen hielt, „rechnen Sie auf mich bis zu meinem letzten Lebenshauche."

Sechstes Capitel.

Die Reise.

Heinrich verbrachte eine unruhige Nacht, in welcher die wechselnden Eindrücke des gestrigen Tages in den Hallucinationen des Halbschlummers beklemmend vorüberzogen. Der lachende Vater neben seiner leeren Cassette, die linsenlesende Mutter, die Schwester auf dem Sparkassenbüreau, die zechenden Junker, die schöne Oelgräfin mit Rosen bekränzt, der darbende Kamerad in seiner kahlen Mansarde, sie drängten und scheuchten einander in dem aufgeregten Hirn. Erst gegen Morgen siegte die gesunde Natur mit einem ruhigen Schlaf, und als er nach etlichen Stunden frisch wie alle Tage erwachte, sei zu seiner Ehre berichtet, daß der letztgenannte Eindruck der beherrschende geblieben war, daß seine ganze Seele das Verlangen erfüllte, einem guten, lebenslang unter Mißverhält-

nissen schmachtenden Menschen eine befreiende Sphäre aufzuschließen. Ohne langwierige Grübelei stand der Plan fix und fertig ihm vor Augen; wohlgemuth sprang er vom Lager und rüstete sich eilig für seine dienstlichen Obliegenheiten.

Als er das Vorzimmer passirte, stutzte er bei der Begegnung mehrerer bürgerlichen Eindringlinge, welche der Diener mit dem Bescheid, daß der Baron noch nicht aufgestanden sei, zu entfernen suchte. „Drängende Gläubiger?“ gemahnte es den Sohn. Doch hatte er weder Lust noch Zeit sich aufzuhalten; er schlug sich die bängliche Vorstellung aus dem Sinn und stand bald dem hohen Herrn, mit den großen Reminiscenzen gegenüber.

Er fand ihn heute weder in seiner stolzen Friedens- und Ordnungsrolle, noch in genialisch freier Kriegerlaune, sondern in einer gemüthlichen Biedermannsstimmung, die nach einer geruhsamen Nacht, bei digestivem Behagen wohl auch bewußte Größen anzuwandeln pflegt. Der alte Held saß im türkischen Schlafrock, die lange Meerschaumpfeife im Mund, der beliebte Adjutant wurde eingeladen, das Frühmahl zu theilen und die dienstlichen Angelegenheiten discursive zu erledigen.

Unter den vorzulegenden Bestätigungen fand sich das Commando eines Offiziers als Erzieher in einem militairischen Waisenhause, in welchem, dem Hauptzwecke nach, ein Soldatenstamm, je nach der Persönlichkeit aber auch Spielleute und Handwerker für das bürgerliche Leben herangebildet wurden. Die Anstalt, ein ehemals fürstliches Jagdschloß, kaum ein Wegstündchen von dem Heimsitze der Hellstädt entfernt, bot Lehrern und Erziehern, bei einem völligen Tagewerke, materielle Vortheile und die Befreiung von parademäßigem Zwang; eine umfassende Reorganisation derselben war im Werke, einschlägige Gutachten sollten von verschiedener Seite vernommen werden. Stern war geschaffen für dieses Amt, dieses Amt geschaffen für ihn; hatte sein junger Freund diesen Glauben in glücklicher Eingebung bereits erfaßt, so bestätigte ihn jetzt ein Blick in die heimlichen Conduitenlisten, deren vortheilhaften Zeugnissen der bescheidene Kamerad die ihm räthselhafte Versetzung zur Garde zu verdanken hatte. Seine tadellose Führung, solide Kenntnisse und ein zutreffender Blick, namentlich in militairisch-technischen nnd ökonomischen Gebieten, waren rühmend hervorgehoben, der junge Mann speziell zu einer

Carriere im Erziehungs- oder Verwaltungswesen empfohlen.

Gestützt auf diese Recommandation fand des Adjutanten Vorschlag zu guter Stunde eine gute Statt; geschickt eingewebte Andeutungen über des armen Soldatensohnes opfervollen Jugendkampf wirkten ihr Theil; eine Thräne des Mitgefühls stieg in dem Heldenauge auf und so hätte es der gelegentlichen Erwähnung der regulirten Schuldverhältnisse zu einem glücklichen Abschluß kaum bedurft. Der große Mann von heute hatte den kleinen von gestern gründlich vergessen. Der Tag ging nicht zu Ende, so waren die abweichenden Vorschläge der unteren Instanzen beseitigt, des Lieutenant von Stern zeitweises Commando zum Erzieher am Waisenhause von * unterzeichnet. Fand ein von ihm eingefordertes Memorandum über das zu befolgende System höchsten Orts beifällige Aufnahme, bewährte er sich in dem Provisorium, so konnte das Direktoriat der Anstalt, dessen Erledigung bevorstand, mit gutem Glauben für ihn in Aussicht genommen werden. Seelenvergnügt machte Heinrich sich auf den Weg, dem Kameraden diese Wendung seines Lebensloofes zu verkünden.

Wie er sich freute, der brave Lieutenant aus der darbenden Janitscharenschule! Wie ein Kind über den heiligen Christ, wie ein Ruinirter bei der Kunde vom großen Loos. Er sprang dem guten Botschafter um den Hals, lachte und weinte in einem Athem. „Das ist meine Welt!“ rief er aus. „Kinder, Waisen, freie Luft, eine Heimath, fort aller Paradezwang! Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!“

Heinrich blickte fast verlegen auf diesen Lustausbruch. Tausenden seiner Kameraden und ihm selber würde solch' eine Stellung dürftig, langweilig, unerträglich vorgekommen sein und hier fühlte sich Einer in ihrer Aussicht zum ersten Male als ein Mensch! Die paar Wochen, die zwischen heute und dem Anfangstage des Commandos lagen, dünkten ihm eine Ewigkeit; er hätte am liebsten heute noch die glänzende Hauptstadt mit dem dörflichen Waisenhause vertauscht und versprach in feurigem Herzenseifer, selbige Stunde noch an die Bearbeitung des Memorandums zu gehen, dessen Erfolg die Dauer seines Glückes sicherte.

„Nur von diesem Platze wird mir das Scheiden schwer,“ sagte er leise mit dem gestrigen mädchenhaften Erröthen, als er Heinrich seiner am Fenster gegen-

über sitzenden, immer fleißigen Schwester zunicken sah. „Das liebe, sanfte Kind war mein Augen- und Herzenstrost in mancher traurigen Stunde. Aber es ist gut, es ist besser so, mein Freund.“

Heinrich entfernte sich; ein unsägliches Wohlgefühl belebte ihn, seitdem er zum ersten Male zur Befriedigung eines Menschen beigetragen hatte. Ihm war, als ob ihm heute alles gelingen müsse und so schritt er frohen Muthes hinüber nach dem Gärtnerhause, wo er ja auch noch einem lieben Wesen zu langentbehrter Erholung verhelfen sollte.

Therese umschlang ihn mit Zärtlichkeit; der kleine Dienst, den sie ihm erwiesen, hatte ihn ihr vertraulich nahe gerückt; auch die Mutter blickte ihn heiterer an denn je, die unerwartet schnelle Wiederkehr nach der gestrigen Verstimmung that ihr wohl. Seine glückliche Natur hatte in der That alles Mißmüthige abgestreift und da er fein genug spürte, daß auf schmeichlerischen Umwegen eher zu verlieren als zu gewinnen sein würde, ging er stracks voran zu seinem Ziel. „Ich komme schon wieder mit einer Bitte, liebe Mutter,“ sagte er.

„Aber nicht mit einer Armsündermiene wie gestern,“ versetzte Frau von Hellstädt lächelnd. Kaum

jedoch daß er den Vortrag seines Planes begonnen hatte, so verstimmten sich ihre Züge und als er geendet, sagte sie mit ihrer gewohnten ruhigen Unfreundlichkeit: „Ein neuer Beleg für die alte Erfahrung, daß man auch nicht im Kleinsten von einem Grundsatze abweichen, auch die Fingerspitze verweigern soll, wenn man die ganze Hand nicht nachziehen lassen will. Ich sah Theresens gestrigen Besuch ungern; nun werden gleich die weittragendsten Forderungen gestellt. Sie paßt nicht für diese Menschen und Verhältnisse, sie muß ihnen fern bleiben."

„Sie waren so herzlich, als sie uns einluden," wendete Therese ein, vor deren Gutmüthigkeit der Rose'sche Eindruck sich über Nacht abgedämpft hatte.

„Euch einluden?" fragte die Mutter stutzend; als ob sie plötzlich den Plan in einem veränderten Lichte sähe, „denkst Du auch von der Partie zu sein, Heinrich?"

„Ich habe noch nicht daran gedacht, liebe Mutter," antwortete er, „indessen — —"

„Folge der Aufforderung als einem Wink," sprach Frau von Hellstädt; „der Einblick in Verhältnisse, auf welchen Deine Zukunft beruht, kann Dir von Nutzen sein."

„Du machst mir Lust, Mama. Erlaube Theresen die Gastfreundschaft der Rose'schen Familie anzunehmen; ich sehe, wie ich mich für etliche Tage oder Wochen im Oberhof einrichte, oder spreche auch wohl bei Vetter Stephan vor.“

„Umgekehrt wäre es mir lieber, mein Sohn. Therese bei Vetter Stephan, Du bei den Rose's.“

„Nun sehen wir, wenn wir dort sind, wie es sich für Theresen am Schicklichsten paßt. Sagt ihr Charitas zu wie als Kind, theilt sie ihren Aufenthalt zwischen ihr und Liberten; aber was soll ich in der Mühle, liebe Mutter?“

„Liberte und Du lerntet Euch leichter kennen, als in der Stadt,“ sagte Frau von Hellstädt kurz entschlossen. „Sie wäre eine Partie für Dich, Heinrich.“

Nichts kann einem jungen Manne so gründlich widerstehen, als ein selber wohlgemeinter Vorausgriff in sein freies Wahl- und Neigungsrecht und nun sah Heinrich schon zum zweiten Male von maßgebender Seite sich zum Gegenstand einer Berechnung gemacht. Er fühlte sich so verstimmt, daß er den kaum angeregten Plan am liebsten fallen gelassen hätte. Da der Schwester Auge jedoch mit sehnsüchtigem Verlangen an seinen Lippen hing, suchte er die Sache scherzhaft

zu behandeln, wie sehr auch der mütterliche Rath nach bitterem Ernste schmecken mochte. Gezwungen lachend fragte er: „Eine Partie für mich, in wie fern, Mama?"

„In so fern sie reich ist," versetzte trocken die Mama.

Wäre Frau von Hellstädt's Art nicht allzuwenig für mißliche Erörterungen einladend gewesen, so hätte er sie gerne gefragt, ob es mit den Aussichten des Erben von Hellstädt so übel bestellt sei, daß ihm durch die erste beste glänzende Heirath aufgeholfen werden müsse? So aber begnügte er sich mit einer lachenden Abwehr, versprach um Urlaub zu bitten, und erlangte, unter der Bedingung seiner Begleitung, die Genehmigung eines kurzen Besuches der Schwester im Roseschen Hause.

Des guten Mädchens Gesicht strahlte vor Freude, als er schied; ein erweiterter plötzlicher Plan half ihm das Mißbehagen überwinden, er wollte den Freund, welchen sein Kommando in Kürze dieselbe Straße führen mußte, sich als Reisegesellschaft einladen, ihm vor Beginn seiner immerhin schwierigen neuen Aufgabe eine ländlich gesellige Erholungsfrist und ein ungezwungenes Zusammenleben mit seinem bisher schon über die Straße herüber tröstlichen vis-à-vis gewähren.

Indem er sich diese letzte Vorstellung ausmalte, hielt der freundliche Pläneschmied indessen doch mit einem Bedenken inne. Das einander Geneigtsein der beiden jungen Leute lag zu Tage; war Therese, wie die mütterliche Lebensweise schließen ließ, ohne Aussicht auf Vermögen, so konnte eine Näherung ihrer Ruhe gefährlich werden. Daß Hellstädt Lehn sei, wußte er, wie aber der verfügbare elterliche Besitzstand bestellt, darüber nahm er sich vor, sich einen Einblick zu verschaffen, ehe er seine Einladung ergehen ließ. So oft er jedoch einen Anlauf nahm, die Scheu der Erörterungen zu überwinden, scheuchte des Vaters Leichtigkeit, der Mutter Nachdruck ihn immer wieder zurück, und als er eines Morgens durch eine neue frohe Aussicht gehoben, das Bureau seines hohen Vorgesetzten verließ, sagte er frohgemuth zu sich selbst: „Warum zögern und zagen? Dürften wir überhaupt eine gute Stunde ungetrübt genießen, wenn wir den Widerspruch der kommenden allzeit vor Augen hätten? Gönnen wir den bedrückten Herzen ein heiteres Aufathmen; lauert der Ernst und folgen ihm Kämpfe, werden sie mit redlichem Muthe auch zu überwinden sein."

Wie er nun aber der Freudigkeit inne ward, mit welcher der Kamerad seinen Plan ergriff, die frohe Geschäftigkeit, mit welcher die Schwester ihre kleinen Zurüstungen traf, da regte auch in ihm sich eine lustige Munterkeit, und wie er durch diesen Anlaß wiederholt in die Nähe der schönen Gastfreundin geführt ward, da schwanden auch die letzten verdrießlichen Schatten. Ja, er begann das über ihn ausgebreitete, goldene Netz immer weniger als eine Fessel, immer mehr als einen neuen Schmuck seines bis dahin so anmuthend geschmückten Lebens zu betrachten.

Da die Unruhe der Frau Geheimeräthin Trumpf zu raschem Aufbruch gedrängt, hatte Therese einige Tage früher abreisen müssen, als das sorgfältig ausgearbeitete Memorandum eingereicht und der Urlaub bewilligt worden war. Mit dem heutigen Nachtzuge wollten die Freunde ihr folgen. Heinrich trat, um Abschied zu nehmen, in seines Vaters Zimmer.

Der Baron hatte bei Eröffnung des Reiseplans einen Augenblick gestutzt, dann die Sache heiter genommen, zur rüstigen Attaque der verführerischen Goldmine gratulirt, rasche Besitznahme und reiche Ausbeute prophezeit. Dennoch schien seitdem eine Wolke auf der Stirn des alten Herrn zu lagern. Der ver=

sprochenen Summe hatte er nicht wieder erwähnt und so peinlich es Heinrich war, länger als er gehofft, der Schuldner seiner Schwester zu bleiben, hielt eine bängliche Scheu ihn doch vor einer wiederholten Forderung zurück. Täuschten ihn seine Apprehensionen, oder war in der That ein ungewohnt unruhiger Zug, ein verdrießlich geschäftiges Treiben dem Vater anzuspüren? Er fand ihn auch heute Abend früher als sonst nach Hause zurückgekehrt und ganz gegen seine Art im Schlafzimmer auf und nieder schreitend. Doch hatte er sich bald in seine stätige gute Laune hineingescherzt und als Heinrich ihm zum Abschied die Hand reichte, sagte er nichts weiter als: „Gut Heil! Und Glück auf der Schnepfenjagd, Heinz!"

Gewiß ein unverfängliches Lebewohl! Warum gemahnte es den jungen Mann doch wie ein Seufzer oder Klagelaut? Unter der Thür wendete er sich noch einmal um. Der Vater stand mit ausgebreiteten Armen in einem seltsamen Kampfe zwischen Rührung und Humor; die Lippen lachten, aber über den Augen schwamm ein feuchter Schimmer. „Heinzchen," sagte er, indem er beide Hände auf des Sohnes Schultern legte, „Heinzchen, Gott weiß, was sie Dir da unten in den Kopf setzen werden. Aber, mein Junge, —

nicht wahr, wir sind vierundzwanzig Jahre Freunde gewesen, vierundzwanzig schöne, glückliche Jahre, — — das Leben ist so kurz! — Werde am Ende nicht noch Deines alten Vaters Feind!"

„Vater —!" rief Heinrich betroffen und trat in das Zimmer zurück.

Der Baron schloß mit der Hand ihm den Mund. „Laß gut sein, mein Junge," sagte er, „keine Scene, ich bitte Dich. Geh' mit Gott."

Damit drängte er ihn durch die Thür, die er hinter sich verschloß. Heinrich lauschte eine Weile vor derselben. Er hätte zurückbleiben mögen. Doch fühlte er, er müsse aus diesem Zustande des Zweifels heraus und dort, nicht hier, sei die Lösung desselben zu suchen. Er ging endlich hinüber in sein eigenes Zimmer, ordnete seine Sachen und in kaum einer Stunde traf er am Bahnhof mit dem Kameraden zusammen.

Der nächtliche Zug brauste südwärts durch die einförmige Ebene; die Freunde, allein im Coupé, schienen die Rollen getauscht zu haben; Stern: befreit, erlöst, hoffnungsfreudig plaudernd und scherzend. Hellstädt: beklommen, ahnungsschwer, schweigend. Beide schlummerten endlich ein und als sie erwachten, war

es Tag, und sie hielten vor der Station, an der sie die Bahn zu verlassen hatten.

Die frische, morgendliche Märzluft wehte sie erquickend an; der Kamm des Gebirges, röthlich besonnt, zeichnete sich in reinen Umrissen vom blauen Himmel ab. Einmüthig regte in den Freunden sich die Lust, die paar Wegstunden bis zu ihrem Ziele zu Fuße zurückzulegen.

Im rüstigen Zuschreiten ermunterte sich Heinrich; die scheuen Sorgen schwanden unter den Eindrücken der Landschaft und seines Begleiters froher Laune. Stern zeigte für Boden- und Cultureinzelnheiten scharfe Unterscheidung und ein reges Interesse. Er knüpfte Unterhaltung an mit Feldarbeitern, Wanderburschen, Bäuerinnen, die den städtischen Markt besuchten; zog Erkundigungen ein, sammelte Belehrung auf die unscheinbarste Weise und brachte es allmälig dahin, den befangenen Weggenossen in seine heitere Theilnahme hinüberzuziehen.

Den langgestreckten Bergrücken im Süden hinter sich lassend, wanderten sie durch ein fruchtbares Flachland, durchrauscht von Flüßchen und Bächen, welche die Winterwasser der Berge geschwellt hatten; leise erhöhte Waldsäume begränzten den äußersten Horizont.

Kein Fleckchen Boden lag unbebaut, hohe Schornsteine und klappernde Mühlwerke bekundeten gewerbliche Rührigkeit. Nichts eigentlich Schönes fesselte das Auge, keine malerische Gruppirung, wenig Wechsel, nichts was überraschte; allerorten jedoch Frühlingsodem und einladendes Gedeihen: Neben dem gepflügten, schwarzbraunen Acker die glänzend grünen Streifen der Wintersaat, längs der Bäche die Weiden mit gelblichen Blüthenkätzchen bedeckt, Fruchtbäume voll schwellender Knospen, aufwirbelnde Lerchen, heimziehende Sommervögel, Schafheerden mit zottigem Winterpelz, kräftige Gespanne, frohe Arbeitslust unter den Menschen, ein ächter, rechter Märztag auf dem Lande. Stern wurde nicht müde, das Glück des ländlichen Eigenthümers zu preisen, wie er auf heimischer Scholle dankbar der Vergangenheit nacharbeitet, hoffnungssicher die Zukunft vorbereitet.

„Wäre ich Du, Heinrich,“ rief er aus, „ich hätte lange schon den Waffenrock mit dem Bauernkittel vertauscht. Erst die Heimath, und dann, wenn's gilt, mit heimathlicher Liebeskraft das Vaterland!“

Siebentes Capitel.

Die Heimat.

Auf einem Hügel am Wege trug eine steinerne Säule die Inschrift: „Hellstädter Flur!“ Heinrich stand auf der Grenze seines einstigen Territoriums; vor ihm breitete sich eine sanftanschwellende Aue, durchschnitten von dem Flüßchen, welches den großen Rose=schen Mühlwerken Triebkraft spendete. Auf der höchsten Erhebung lagen die Trümmer der alten Burg; etwas niedriger der Oberhof, — in der Gegend das Schloß genannt, — dessen Terrassen zu dem Unterhofe und den Wirthschaftsgebäuden beider Güter hinabführten. Weiterhin zog sich das Dorf, inmitten desselben die Kirche, nebst Pfarr= und Schulhaus und am äußersten Ende das Rose'sche Etablissement. Zu beiden Seiten der gepflasterten, mit Bäumen bepflanzten einzigen Dorfstraße reihten sich die Bauernhöfe, nicht

zahlreich, aber wohlhäbig netteren Ansehens als man in einer Gegend gewohnt ist, deren Grund und Boden großentheils den dichtgepflanzten Edelhöfen eignet. Die Arbeiten der Ablösungscommission waren kürzlich vollendet, Aecker und Wiesen zweckmäßig zusammengelegt, Hohlwege ausgefüllt, trennende Raine und Hutungsplätze verschwunden. Die Grundstücke dehnten sich in breiten Strecken, von bequemen, mit Obstbäumen eingefaßten Wegen durchschnitten. Der Boden, fast überschwer, zeigte eine gartenartige Cultur, die emporgeackerten Steine wurden von Kindern und alten Frauen in Körbe gesammelt und in den Bach getragen.

Die Freunde überschauten dieses gedeihliche Landschaftsbild von dem Uferabhang aus, der sich, saftig berast, zum Bache niedersenkte; kindliche Erinnerungen tauchten in Heinrich auf und schwellten sein Herz mit seltsamer Rührung; „Heimluft“ nannte sie der Kamerad, dessen freudige Erregung sich zu naiver Begeisterung steigerte. „Ich möchte,“ so rief er aus, „ich möchte wie Brutus den Boden küssen, der Deinen Vätern zu eigen gewesen ist, der einst Dein sein wird, mein Heinrich, und in unausdenkbarer Folge Deine Söhne beglücken soll. Nur ein Heimathloser wie ich

faßt den Segen dieser dauernden Einrichtungen. Ich sehe ein Heiligthum darin und schlechthin hassen möchte ich die Neuerer, welche auch diesen letzten festen Bestand dem Rollen des Tages überantworten wollen."

„Seltsam," entgegnete Heinrich, „daß just im Augenblicke die Kehrseite dieser Bevorzugungen mir zum erstenmale vor die Seele trat! Mit welcher Empfindung muß Vetter Stephan die Stätte seines Fleißes betrachten, aus welcher sein einziges Kind eine Ausgestoßene sein wird? oder meine Schwester, die, — ich weiß es nicht! — arm sein kann und eines Tages von dem reichen Erben ihres Vaters, und wäre es ihr Bruder, das Gnadenbrod annehmen müßte. — Auch Mißstände für die Cultur im Allgemeinen schweben bei einer in solchem Falle naturgemäß eigensüchtigen Verwaltung mir vor. Giebt es denn nirgend eine Dauer, als die auf beschränkende Vorrechte begründet ist?"

Die Mittagssonne brannte sommerlich warm. Die Wanderer hatten sich auf einer Bank niedergelassen, welche zur Hälfte von einer Tannenhecke umgeben, beim ersten Schritte auf Hellstädter Grund zu einem ruhigen Ueberblick einlud. Dicht in ihrer Nähe stand der Stumpf einer Windmühle, gleich einer Warte die Gegend überragend, das hölzerne Flügelwerk war ver=

fallen; der steinerne Unterbau hatte eine Art häuslichen Ansehens bewahrt, und auf ihrer Schwelle saß, den Freunden den Rücken zukehrend, der alte Gänsehirt. Seine gefiederte Schaar, von einem kleinen, gelben Dachshunde bewacht, weidete am Uferhang und watschelte im Bach.

„Pathe Klaus!" unterbrach bei seinem Anblick der junge Mann seine Rede. Er war im Begriff, den Alten zu begrüßen, als auf raschem Roß ein Reiter von der Stadtseite dahersprengte, ohne die von der Hecke gedeckten Wanderer zu bemerken.

„Libertens Vater, Rose!" flüsterte Heinrich dem Freunde zu. — „Wie doch die alten, vergessenen Heimathsgestalten so rasch in meinem Gedächtnisse aufleben!"

„Der ein Müller?" fragte Stern verwundert. „So hager, gelb, schnurrbärtig, unruhig flackernd hätte ich mir eher den Bankhalter in einem Modebade vorgestellt."

„Sie gleichen ihm auch," versetzte Hellstädt. „Und sind sie denn nicht seines Gleichen? Sind Spieler wie er, wagen und wägen den Zufall und das Glück?"

„Die Frage wäre nur: hat ein leidenschaftliches Grundwesen den Bauer zum Spieler gemacht? oder

hat das ausartende Gewerbe ihm einen fremdartigen Typus aufgeprägt?"

„Beides wahrscheinlich, das erstere zumeist. Natur und Wille vereint machen ja wohl überall den Menschen. Aber sieh doch, Conrad! Pathe Klaus hat sich gewendet. Gleich am Gränzpfahl ein zweites Hellstädter Charakterbild! Ist Dir schon ein Gänsehirt vorgekommen, der das eiserne Kreuz auf seinem Schafpelze trägt?"

Der Vollblutreiter hatte, wie sich besinnend, den Lauf seines Rosses gehemmt, und war in ruhigem Tempo den Uferhang zur Mühle hinangeritten. „Morgenroth, Klaus!" fragte er vom Pferde herab den Veteranen. „S' giebt noch Frost, he?"

„Ein Donnerwetter giebt's!" knurrte der Alte mit hämischer Grimasse.

„Die Sonne hat an Lichtmeß geschienen; das bedeutet einen Nachwinter."

„Einen Bettelmann bedeutet's, wenn dem Bauer von einem Bauer nichts als der Aberglaube übrig bleibt."

Der Reiter wendete zornig sein Pferd und sprengte zu die Dorfstraße hinab. Der Gänsehirt hatte sich in die Höhe gerichtet. Er trug einen Stelzfuß und ihm

fehlte die rechte Hand. Mit der linken schwenkte er seine Pudelmütze und schrie dem Davoneilenden nach: „Ein Donnerwetter giebt's, Herr Fabrikant! Die Saaten sprießen und die Oelpreise sinken. Profit die Mahlzeit, Herr Fabrikant!"

Der Reiter schaute sich nicht um. Im Jagen hätte er um ein Haar ein junges Frauenzimmer überrannt, das die Anhöhe hinangestiegen kam. „Hallunke!" schrie aus vollem Halse der Gänsehirt ihm nach, mit geballter Faust seinen einen Arm in die Höhe reckend.

„Warum schimpfst Du den Mann, der Dir freundlich zugesprochen hat, Pathe?" fragte mit ruhigem Vorwurf das junge Mädchen, das einen schweren Korb am Arm, in diesem Augenblick vor der Mühle erschien.

„Freundlich zugesprochen?" versetzte noch immer giftig der Alte, indem er ausspuckte und mit der Hand drei Kreuze in der Luft beschrieb. „Ei Du Erzschinderknecht! Frieren soll's, dieser Gottessegen erfrieren! Nur daß die Früchte steigen, die er gekauft hat und nicht bezahlt, der Wucherschlund! Die Armuth mag hungern und im Finstern tappen, wenn ihm nur Geld und wieder Geld in die leeren Oeltonnen strömt."

„Das verstehe ich nicht, Pathe Klaus," sagte das Mädchen.

„Sollst's auch nicht verstehen, Goldkind,“ entgegnete allmälig besänftigt der Invalid. „Aber erleben wirst Du's, erleben am Ende schon morgenden Tags. Der Streich bricht ihm den Hals. Was wäre das für ein Herrgott, der sich von solchem Ungeziefer in's Handwerk pfuschen ließe? Nun aber, Gott grüße Dich, Pathe Charitas.“

„Charitas!“ rief Heinrich. Beide Freunde sprangen von ihren Sitzen in die Höhe und beugten sich vor, das junge Mädchen in Augenschein zu nehmen. Wären Pathe und Pathin nicht so emsig miteinander beschäftigt gewesen, hätten die Lauscher nicht unbemerkt bleiben können.

Charitas, die im Schatten der Mühle den groben, runden Strohhut vom Kopfe genommen hatte, leerte, ohne weiter ein Wort auf die Anklagen des Alten zu erwidern, ihren Henkelkorb, stellte eine Mittagsschüssel auf der Schwelle zurecht, schnitt Fleisch und Brod in mundrechte Stücke und füllte den Bierkrug; dann setzte sie sich neben den Gänsehirten und schaute, während er nach Bauernart schweigend in langsamen Zügen und Bissen das Mahl zu sich nahm, still mit stätigem Blick in die Landschaft.

Die Freunde waren auf ihren Platz zurückgekehrt. Stern sagte: „Das ist so wenig die Bäuerin, welche ich halb und halb vermuthet hatte, als jener Reiter ein Bauer war. Freilich auch kein Weltkind, wie dieses Mannes Tochter. Mir ist ganz feierlich zu Sinne geworden, Heinrich. Fallen auch Dir nicht urewige Bilder bei diesem Anblick ein? Die den Knecht tränkende Tochter Bethuels, der göttliche Sauhirt und seine Königin! Diese markige jungfräuliche Gestalt, die gelassene Sicherheit, als sie vor dem Huf des Pferdes zur Seite wich; das breite dunkle Auge voll Treue!"

Heinrich nickte zustimmend. „Liberte hatte recht, sie ist in ihrer Art wirklich eine Schönheit, Mühmchen Charitas," meinte er.

„Sage, sie ist ein Ideal!" rief Stern begeistert. „Und hörtest Du die herzige Melodie der Stimme? Unvergeßlich wird das schlichte Wort vor meinem Ohre klingen."

„Arme Therese!" neckte Heinrich mit dem Finger drohend.

„Therese!" entgegnete der Andere, „ach, laß den Scherz, Heinrich! Du thust mir weh!"

„Weh? Warum nicht lieber wohl, närrischer Ge=

sell? Warum soll des Freundes Schwester Dir nicht ein wenig werth werden, Conrad?"

„Sie ist mir werth, Du weißt es; sie wird es mir bleiben wie nie eine Andere; ich fühle es. Sie war mein tröstender Engel in trostlosen Stunden. — Aber lassen wir das, Heinrich, ich bitte Dich."

„Mit nichten, Freund. Lassen wir es einmal nicht. Kommen wir hier an der Grenze zum Abschluß auch über diesen heimlichen Punkt. Du nahmst Theil an ihr, sie an Dir, ehe Ihr Euch kanntet. Die Sympathie des Mitleids spann ein Fädchen über die Straße hinüber und herüber. Nun sollt Ihr Euch Aug' in Auge treten. Bleibt's beim Mitleid: gut; so hast Du des Freundes Schwester, sie hat des Bruders Freund kennen gelernt; ein Gewinn bleibt's immer. Wird mehr daraus — —"

„Heinrich!" stammelte Stern überflammt.

„Wird mehr daraus: auch gut; besser. Ihr liebt Euch, wartet ein Weilchen, wenn's also sein muß, und schließlich heirathet Ihr Euch."

„Aber Heinrich — —"

„Still! Ich habe mir den kleinen Roman in den Kopf gesetzt. Schlage ein, Bruder in spe! Und kein Wort weiter über die Sache."

„Nie ein Wort wieder!“ sagte Stern sehr ernst, indem er seine Hand in die des Freundes legte.

Sie richteten nun ihre Blicke nach der Gruppe vor der Mühle zurück.

Der Invalide hatte sein Mahl beendet, das junge Mädchen sich erhoben, den Hut wieder aufgesetzt und das Geräth eingepackt. „Du kommst doch heute Abend, Pathe Klaus?“ fragte sie freundlich, indem sie sich zum Heimgang wendete. „Es giebt einen Spaß. Sie rücken uns den Tisch in's neue Haus.“

„Unter einem Dach mit dem Müllerhund?“ knurrte der Gänsehirt. „Nein Pathe, nein.“ Doch mußte die Einladung wohl mächtig locken, denn er kratzte sich mit seiner einen Hand eine lange Weile im Kopf und da die Einladerin geduldig wartete, gab er ein besseres Besinnen ruckweise kund. „Wer weiß auch, ob der heute noch Laune hat für einen Bauernspaß; — und wenn auch, — ich komme, Charitas, ich komme doch.“

„Und kein Freudenstörer, Pathe!“

„Wenn die Laus mir nicht über die Leber läuft, — nein, nein, Pathenlaune, Kind. Und warte Kind. Weil ich kein Menschentractament mitzubringen habe, nimm das und brühe Deinen Gänsen einen Schmaus; die ersten im Jahre; zart wie Salat!“ Er arbeitete

bei diesen Worten die Hand in einen Fausthandschuh und drückte ein Bündel frischgepflückter Brennnesseln in den Korb, während der Zeit und noch eine Weile, nachdem das junge Mädchen den Rückweg angetreten hatte, sich in folgender Tischrede ergehend: „Jedwedem sein Vogel, Pathe; dem Adel der Adler, der hochfliegt und raubt. Uns Bauern die Gans! Schmeckt gut; giebt Ehebetten, nimmt Nesseln für Leckerbissen. Und höre, Pathe: die Nesseln und die Klause, die sind so ein Gewächs. Stechen die feinen Zungen, aber den Ochsen und den Gänsen, denen munden sie. Und brauchen kein Beet und keinen Dung. Paradiren zwischen Steinen und Schutt, wie Salomo in seiner Herrlichkeit. Die Nesseln und die Klause, das sind die Reichen auf der Welt; die haben überall genug. Und merke Dir's, Gotteskind, verachte nimmer ein Gottesgewächs; das schlechteste nährt noch, oder es sticht. Ich komme, Pathe, ich komme! Zum Henker mit dem Schuft!"

Und nachdem er diese Rede vollendet, streckte er sich zum Mittagsschlaf auf den Rasen, mit der Steinschwelle als Pfühl. Kaum zwei Minuten und die Freunde hörten ihn schnarchen wie einen Ratz.

„Ein närrischer Kauz," sagte lachend Stern. „Wahrhaftig, in die Winkel muß man kriechen, wenn man noch Naturen finden will. Aber warum heißt er der Pathe?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Heinrich. „Wir werden seine Bekanntschaft ja noch machen und es erfahren. Jetzt laß uns gehen. Ich spüre einen heimathlichen Hunger. Schon als ich ein Kind war, saß der Alte in Schafspelz und Ordenskreuz auf dieser Schwelle und hieß nicht anders als der Pathe Klaus."

Sie folgten eine Weile dem jungen Mädchen, wie es in seiner ruhigen Weise und der schlichten, aber nicht bäuerischen Tracht, längs des Weidensaumes am Bache hinschritt; dann stiegen sie wieder aufwärts und traten bald durch eine offenstehende Pforte in den Garten des Oberhofs.

Der Garten des Oberhofs hatte bessere Tage gesehen, selber zu Heinrichs Kinderzeit noch, wo er der Schloßgarten hieß und an den ursprünglichen Lustgarten von Hellstädt wenigstens erinnerte. Die Veränderung seitdem war groß. Die kunstvollen Wände von Bux und Taxus, den Hauptweg entlang, unterschieden sich wenig mehr von gemeinen Hecken; die grünen Pyramiden drohten wieder Bäume zu werden;

in den Bassins der einstigen Fontainen sammelte sich nur noch das Regenwasser, und die dünnbeinigen Nymphen oder dickbäckigen Liebesgötter aus Blech und Sandstein, sonst in lauschige Gruppen vertheilt ohne Zweifel die Kunstbildung von Hellstädt und Umgegend wesentlich förderned, sie standen heute in Reih und Glied wie ein Bataillon längs der Schattenseite der grünen Wände aufmarschirt. Was heute im Garten des Oberhofs gefördert wird, das kann im Sommer auf den Rabatten zu erlesen sein, die zur Stunde umgegraben, gehackt, mit Bohnen und Erbsen besäet werden, oder an den Spalieren, die auf der Sonnenseite der Wände dicke Knospen treiben.

Würdiger conservirt präsentirte sich das Schloß, das, seitdem es unbewohnt war, sich dem Namen nach in den Oberhof umgewandelt hatte. Zwar blickten die Scheiben der Geschosse blind und trübe; an den steinernen Ornamenten zwischen Fenstern und Thüren war mancher Schnörkel, den die Altane tragenden Karyatiden manche Nase abgebrochen, die beim Abputz einfach bekalkt worden waren; in Dach- und Mauerwerk jedoch stand der Bau vor dem Ruin durch das Wetter geschützt, so daß er, wenn beliebt, zwar nicht als

ein Palast, aber als räumliches Familienhaus ohne Lebensgefahr bezogen werden durfte.

Welch ein Umschlag nun aber, als die Freunde, die Terrassen herab, den umfänglichen Wirthschaftshof betraten. Die Baulichkeiten beider Güter, die von Schloß- und Kriegszeiten her arg versäumt und beschädigt worden waren, standen im Geviert neu und dauerhaft aufgerichtet; eine mustergültige Sauberkeit herrschte; der alte Unterhof, in Heinrichs Erinnerung noch ein halbwüstes Rattennest, war in einen Kuhstall umgewandelt und auch das Pächterhaus, in welchem man Vetter Stephan den ersten Besuch zugedacht hatte, unbewohnt. Maurer und Zimmerleute waren mit Reparaturen, Knechte und Mägde beschäftigt, die letzten Mobilien nach einem kleinen neuerrichteten Hause zu übersiedeln, das außerhalb des Gehöfts den Anfang der Dorfstraße bildete.

Unter dem Thor hielten die Freunde eine Weile inne. Ihre Blicke schweiften noch einmal beifällig vom Hof zum Schloß und von dort in den Hof zurück. Stern rief mit warmer Herzensfreude aus: „Deinen Vetter Stephan, mein Heinrich, den kenne ich nun schon. Ein Stamm- und Treuhalter, für den die Steine reden!“

Der Erbe von Hellstädt gab schweigend ein Zeichen der Zustimmung; vieldeutige Rückgedanken waren in ihm angeregt.

Da die ländliche Mittagsstunde längst vorüber war, schritten sie aus dem Thor, um in der Schenke einen Imbiß zu nehmen und Weisung für ihr nachfolgendes Gepäck zu geben. Am Nachmittag sollten dann die befreundeten Familien aufgesucht und zugeschaut werden, wo sich für ein paar Wochen am schicklichsten herbergen ließ.

Die nächsten Schritte führten sie vor dem schon erwähnten kleinen Hause vorüber, das sich von den besseren Bauernhäusern nur durch etwas höhere Fenster und Thüren und durch eine nach dem Vorgärtchen offene, mit Sitzplätzen ausgestattete Halle hervorthat. Die Wirthschaftsbauten lagen rückwärts, von einem umfänglichen Nutzgarten umgeben. Auf den Rabatten des kleinen Vorplatzes blühten die ersten Crocus und Primel, ein knospender Hollunderzaun friedigte ihn ein und eine alte Linde vor der Halle verhieß erquickenden Schatten gegen die mittägige Sommersonne. Das nur einstöckige Häuschen trug ein säuberlich unberührtes Angesicht, wenngleich die noch mit Stroh umhüllten Weinstöcke vor der Straßenfront, wie auch

eine mit Schieferplatten auf dem rothen Ziegeldach markirte Jahreszahl einen mehrjährigen Bestand bekundeten.

„Solch ein bescheidenes Heimwesen ist das geträumte Paradies meines ganzen Lebens," rief Stern seltsam bewegt, „ich tauschte Deinen vornehmen Oberhof, Freund, nicht für dasselbe ein."

„Charitas!" unterbrach ihn Heinrich, auf die Halle deutend, welche in diesem Augenblicke das junge Mädchen betrat, dessen Bekanntschaft sie vor Pathe Klausens Warte gemacht hatten. Sie stützte eine halbgelähmte alte Frau in bäuerlicher Tracht, rückte einen Sorgenstuhl in den wärmenden Sonnenschein und ließ sie behutsam darauf nieder; dann schob sie einen Schemel unter ihre Füße, hüllte sie in schneereine Wollendecken, alles mit der stillen, liebreichen Art, die ihrem Namen Ehre machte. „Ruth und Naemi!" flüsterte Stern gerührt.

Kaum zwanzig Schritte von der Gruppe in der Halle entfernt, konnten die Freunde den Blicken des Mädchens nicht lange entgehn; freundlich nickend stieg sie mit rascherer Bewegung als sonst die Stufen nieder. „Willkommen, Vetter Heinrich!" rief sie Stern entgegen, den sie, nach seinem Militairanzug für den er-

warteten Verwandten hielt. Kaum aber hatte sie ihn näher in's Auge gefaßt, zog sie die für ihn ausgestreckte Hand zurück, um sie dem wirklichen Vetter im grünen Jagdkleide zu reichen.

„Erkennst Du mich wieder, Mühmchen Charitas?" fragte Heinrich erfreut.

Sie nickte und antwortete lächelnd: „Du siehst ja ganz noch so aus wie der gute Heinrich von sonst."

Sie nöthigte zur Einkehr und man folgte ihr gern. „Großmutter," rief sie der alten Bäuerin in's Ohr, „Großmutter, Vetter Heinrich ist gekommen und sein Freund."

„Sie erwarten Euch drunten in der Mühle," sagte die Großmutter, beiden treuherzig die Hand bietend. „Aber Ihr nehmt fürwillen in der Freundschaft, junge Herren, gelt?"

Das häusliche Mittagsmahl war längst vorüber; aber Charitas ordnete alsobald den Tisch zum zweiten Mal und belud ihn mit Rauchfleisch, Eiern, Milch und Obst, die dickbäuchige Kaffeekanne nicht zu vergessen. Eben stieg sie mit etlichen Weinflaschen aus dem Keller herauf, als der Vater eintrat, nach dem sie in den Gutshof geschickt hatte.

Vetter Stephan glich fast unverändert dem Bilde, das Heinrich aus seinen Knabenjahren bewahrt, Stern aus dem Stegreife sich von ihm entworfen hatte. Schlicht, bieder, klug wie der beste Bauer; aber beileibe nicht blos und zuerst ein Bauer. Die geläufige Ausdrucksweise, wie das schwarze Sammetkäppchen auf dem noch wenig verfärbten Haar, erinnerten an den einstigen Magister, der heitersichere Tact an den Zögling und die Race der Hellstädt.

Gruß und Handschlag wurden gewechselt, väterlich warm von Stephans Seite auch gegen den fremden Kameraden, das Unterkommen der Gäste darauf in Betracht gezogen. Stephan entschied weder für die Mühle, noch für sein eigenes Haus: „Ihr wohnt auf dem Oberhof,“ sagte er. „Die Zimmer, in denen Du ein Kind warst, Heinrich, stehen zu Deiner Aufnahme bereit. Dort bist Du in dem Deinen und Dein eigner Herr. Die Tage verbringt Ihr wie und wo es Euch beliebt, bei den Roses, oder bei uns. Ihr seid uns Allen gern gesehene Gäste.“

Als Heinrich darauf seine Verwunderung aussprach, die Familie in neuen Umgebungen anzutreffen, erklärte Stephan: „Das Wirthschaftshaus mußte für den neuen Pächter in Stand gesetzt werden. Hat's

mit dem Wechsel auch noch bis Neujahr Zeit, die Arbeit geschieht um so gründlicher. Den Unterhof habe ich eingehen lassen; der Herr, welchem er nach meinem Tode zufallen wird, hat im Oberhof Raum mehr denn genug. Dies Haus ist meiner Tochter als Auszug hergerichtet. An ihrem Einsegnungstage vor vier Jahren wurde der Grundstein gelegt; heute am selbigen Datum werden wir zum ersten Male unter seinem Dache ruhn."

Man hatte während dieser Reden Platz um die Tafel genommen. Der Hauswirth entkorkte eine Flasche und trank seinen Gästen ein herzliches Willkommen in der Heimath von Hellstädt zu.

Nach der gesegneten Mahlzeit wurde zur Mühle aufgebrochen; Charitas, die sich gefällig von ihren den Tisch rückenden Gästen überraschen lassen wollte, begleitete die Freunde. Sie trug das nämliche blaue Wellenkleid wie am Morgen; einfach, aber paßlich gearbeitet, zeichnete es die kräftigen Umrisse der hohen Gestalt ohne Zwang; das dunkle Haar, schlicht gescheitelt, war am Hinterkopf in einen Kranz gewunden, der schwarze Strohhut war der Visite zu Ehren mit einem weißen vertauscht, Fuß- und Handbekleidung zwar nicht zierlich, aber untadelig sauber;

das Ensemble anspruchslos, aber nicht ärmlich und unzusammengehörig wie das der guten Therese, als der Bruder sie neulich unter die Augen der reichen Leute führte.

Mit jedem Schritte durch die Dorfstraße wachten Scenen der Kindheit in Heinrichs Erinnerung auf. Hier war er beim Schlittern in den Entenpfuhl gebrochen; dort auf dem Anger zur Rechten hatte er mit den Bauernjungen im Sack gehüpft, ein andermal, mit den Großen um die Wette, nach dem Vogel geschossen, dann, der flinkste von Allen, sich an der glatten Kletterstange in die Höhe gewunden und das buntblitzende Band heruntergerissen, das er zu Libertens Aerger nicht ihr, sondern Mühmchen Charitas verehrte. Weiter unten, auf leiser Anhöhe, lag die Kirche, umgeben vom Friedhof, auf dem er, die kleine Charitas an der Hand, am offenen Grabe der guten Mutter Grete geweint hatte. Sie bogen ein und weilten etliche Minuten mit gefalteten Händen vor der Ruhestätte der Hellstädt, auf welcher die ersten Frühlingsblumen blühten. Stern, der schweigend neben den Verwandten ging, bemerkte mit Antheil die sorgfältige Umhegung, die sauberen Wege und die liebreiche Ausschmückung dieses sonsthin von Bauern vernachlässigten, in seiner

ärmeren Heimathsgegend wohl gar als Hütung benutzten letzten Erdenplatzes. Stephan Hellstädts veredelnder Einfluß konnte ihm auch hier nicht entgehen.

Als sie in die Straße zurückgelenkt waren, sagte Heinrich: „Alles das hatte ich so gut wie vergessen, und nun ist mir's plötzlich, als wäre ich immer hier gewesen. Bist Du niemals aus Hellstädt gekommen, liebe Charitas?"

„Nur auf Stunden," antwortete sie.

„Und hast Dich niemals herausgesehnt?"

„Niemals. Als Liberte in die Anstalt gebracht wurde, fragte mich der Vater, ob ich auch in der Stadt zu lernen wünsche, was man in Städten zu wissen braucht. Aber ich dankte ihm und bat ihn, mich zu lassen wo ich glücklich war."

„Und der Vater?"

„Freute sich darüber, kaufte das Grundstück und baute das Haus, in dem ich so lange ich lebe mein Eignes haben soll."

„So lange Du lebst?" entgegnete Heinrich lachend. „Du wirst ja doch einmal heirathen, Mühmchen, und außerhalb Hellstädt Dein Eignes haben."

„Das glaube ich nicht," versetzte sie ruhig.

An Pfarre und Schulhaus vorüber, gingen sie, von immer neuen Erinnerungen begleitet, eine Strecke längs des Baches auf einem saftigen Wiesengrunde, bis endlich das Mühlgut vor ihnen lag.

„Die alte Windmühle hätte ich freilich nicht wieder erkannt," sagte Heinrich, indem er stehen blieb und die weitläufigen Fabrikgebäude neben dem stattlichen Wohnhause musterte. „Alles ist neu geworden, herrschaftlich wie ein Edelhof."

„Aber Keinem die alte Heimath geblieben," entgegnete Charitas.

Die jugendliche Mühlengesellschaft saß um den Kaffeetisch; die Gäste wurden auf das Heiterste empfangen, von der schönen Oelgräfin mit einem Erröthen, welches der Erbe von Hellstädt nicht mißdeuten konnte. Vater und Tante waren nicht gegenwärtig, dahingegen hatte sich ein anderer, wenn auch selbst nicht eben mehr jugendlicher Gast der munteren Jugend zugestellt, Herr Edmund von Speck, dessen prachtvoller Kamelienstrauß dem Leser bereits unterbreitet worden ist. War die Baronie des galanten Herrn auch neusten Datums, sein Ledergeschäft rentirte mehr als ein Dutzend Edelhöfe, und das höfliche Entgegenneigen von Kinn und Nase bekundete die Ableitung

von einer Aristokratie, mit welcher keine andere sich an Datum messen darf. Da Herr von Speck indessen nicht das Interesse einer Specialität beanspruchen darf, trotz seiner zuversichtlichen Umhuldigung eines hellstädter Kindes, zur Stunde auch noch nicht festen Fuß in der Gemeinde von Hellstädt gefaßt hat, möge es mit seiner Vorführung ein Bewenden haben.

Herr Rose, längst verwittwet, führte, so oft er in seiner Fabrik anwesend war, ein seinen äußerst mäßigen persönlichen Bedürfnissen entsprechendes Junggesellenleben, daher die innere Einrichtung seines Hauses denn auch nicht annähernd den Trumpf'schen Comfort in der Residenz erreichte. Indessen hatten die Damen seit der Zeit ihrer Einkehr bereits hinlängliches Behagen um sich zu schaffen gewußt, und so fanden die Freunde sich bald allerseits wohl versorgt, dem Caffeekreise eingereiht. Fräulein Liberte bereitete einen neuen Aufguß von allerdings kräftigerem Arom als der, an welchem man sich in Vetter Stephans Hause restaurirt hatte; in heiterem Geplauder schied sich die Gesellschaft unmerklich in zwei Gruppen, deren eine Liberte mit ihren beiden Verehrern, die andere Herr von Stern mit Therese uud Charitas bildete. Rose junior amüsirte sich und die Anderen auf eigne

Hand, deklamirte, sang, spielte den Flügel, witzelte, erzählte Anekdoten, ganz in der Art wie Tante Rosanna es neulich als eines Gentlemans unziemlich beseufzt hatte.

Eine Stunde mochte auf diese Weise vergangen sein, als das ältere Geschwisterpaar in das Zimmer trat; der reiche Mann, eine Geschäftswolke über den tief eingesunkenen Augen, eine Sorgenfurche auf der hohen kahlen Stirn, noch bleicher als die Freunde ihn am Morgen, aus der Stadt heimkehrend, gesehen hatten; die vornehme Frau merkbar echauffirt, eine starke Schattirung röther als romantisch und nicht ohne Effort vor ihren residenzlichen Gästen sich in residenzlichen Gleichmuth zurückversetzend. Als Heinrich sein Unterkommen in dem heimischen Oberhof erwähnte, beklagten Tante und Nichte die verschmähte Gastfreundschaft; der Hausherr, überhaupt wortkarg, erwiderte nichts; doch blitzte, vielleicht zufällig, ein Ausdruck momentaner Befriedigung in seinen Augen auf; unverkennbar widmete er seine Aufmerksamkeit mehr dem neu- als dem altritterlichen Aspiranten auf die schöne Hand seiner Tochter.

Die Unterhaltung hatte einen beklommenen Ton angenommen; zu allseitigem Behagen währte sie nur

kurze Zeit; es dämmerte bereits, die Jugend erhob sich zum Aufbruch.

„Wir begleiten Sie," sagte Liberte. „Wozu es länger geheim halten, Charitas? wir rücken Euch den Tisch. Kommt's Euch ungelegen, Ihr müßt's Euch gefallen lassen. Auf dem Lande feiert man die Feste wie sie fallen."

„Wir freuen uns darauf," erwiderte Charitas, und sie gingen.

„Ich komme wohl auch noch ein Viertelstündchen," lispelte Frau Rosanna, ehe sie in ihre Privatgemächer verschwand. Auch Herr von Speck zog sich zurück, um Abendtoilette zu machen.

Vater und Sohn waren allein im Wohnzimmer zurückgeblieben. „Ihr reist noch in der Nacht, Alter?" fragte Herr Gustav.

„Jenachdem," antwortete der Müller.

„Nun für den Fall: Addio gleich jetzt. Ich halt's hier unten nicht länger aus. Morgen früh rutsch' ich ab."

„Und unser Uebereinkommen, Gustav?"

„Unsinn, Papa."

„Ich habe Dein Wort."

„Warum nicht? 's wird mir nicht schwer werden, es zu halten."

„Das Mädchen gefällt Dir?"

„Noch einmal: warum nicht? Sie ist schön. Styl nennen wir Künstler das, Papachen. Alle Wetter! meine Herrn Maler würden Augen machen, wenn ich auf einmal mit diesem Model zwischen ihre Modepuppen führe."

„Nun denn?"

„Sie nimmt mich nicht. Sie geht nicht aus Hellstädt."

„Um so besser, so bleibst Du hier."

„Was soll ich hier, Herr Papa?"

„Arbeiten, die Fabrik übernehmen. Die Beamtencarriere lag nie in meinem Sinn."

„Bei Gott! in dem meinigen auch nicht."

„So werd' ich noch heute Abend mit dem Vater sprechen."

„Meinethalben. 's kommt mir auf einen Korb nicht an."

Damit sprang er in großen Sätzen der vorangegangenen Gesellschaft nach.

Achtes Capitel.

Das Tischrücken.

Im neuen Hause hatte während dessen rege Geschäftigkeit gewaltet. Das große Wohnzimmer neben der Halle war mit Tannenreis ausgekleidet, Behänge von Moos und Buxbaum zogen sich quer von Wand zu Wand. Was von Leuchtern und Lampen unter der Gastfreundschaft aufzutreiben gewesen, flackerte auf einem künstlichen Lattensims und über der Thür schimmerte durch buntes Papier ein „Vivat Hellstädt!“ Alle Mobilien waren ausgeräumt, den ganzen Raum füllte eine hufeisenförmige Tafel sauber gedeckt und voll zum Brechen beladen mit den Schüsseln, welche die rückenden Gäste prophetisch in's neue Haus gestiftet hatten.

Vor dem Ehrenplatz in der Mitte ragte des Ortsrichters Schweinskopf, die goldgelbe Citrone im Rüssel; um

ihn richten sich Schinken, Würste und Sülzen, trocken und saftige Fladen in jeglicher Größe und Gestalt; gedreichtes Obst; aber auch noch frisches, Aepfel und Birnen, wie vom Baume gepflückt; sämmtlich von den Nachbarn und Einwohnern für den in Aussicht stehenden Festtag aufgespart. Daneben lockten die ersten Honigscheiben, die der Herr Schulmeister aus seinen Stöcken geschnitten hatte und das köstlich eingemachte Gemisch, das die Frau Pastorin Triolett nannte, den Stolz ihrer Speisekammer. Weiterhin wurden die feinen Salate und Pasteten, mit denen das reiche Rose'sche Haus dem ländlichen Herkommen seinen Tribut gezollt, weniger gewürdigt als angestaunt.

Aber auch der Bescheidenste hatte mit einer Liebesgabe nicht zurückbleiben wollen; dies alte Mütterchen mit einem Ziegenkäse, jenes mit einem Näpfchen Zwetschenmuß, die lahme Flickmieke mit einer saueren Gurke. An Bieren und Weinen diverse Sorten, selber an einem schaumigen Eierpunsch fehlte es nicht; es war ein vielverheißender Tisch, der in das neue Haus gerückt wurde.

Der Herr Pastor memorirte daheim noch an seiner Tafelrede, aber seine Gemahlin und der Herr Ortsrichter hatten sich als Festordner bei Zeiten eingefunden;

allmälig sammelten sich die Gäste in feierlichem Abendmahlsstaat. Des knappen Raumes halber hatte aus jedem Hause leider nur eine Deputation und auch diese nur aus Häuptern und Respectspersonen erwählt, entsendet werden können; genug, daß auch die ärmste Hütte nicht ohne Vertreter war.

Die Jugend erhoffte ihr Theil erst nach dem Mahl. Zur Zeit begnügte sie sich, unter der Hallenthür, oder außen an den Fenstern zu lugen; auch hatten einige Auserwählte das Amt, die Aufwartung bei Tafel zu versehen und es an Nöthigen und Anpreisen der Schüsseln nicht fehlen zu lassen. Die Dienstboten des Hauses blieben unsichtbar, da ihnen wie allen anderen Hofarbeitern, gleichzeitig der Tisch in's neue Haus gerückt wurde. Nur daß in der Gesindestube nicht die Gemeinde, sondern die Herrschaft Festgeberin war.

Sobald die Gesellschaft sich vollzählig versammelt hatte, erschien Stephan Hellstädt, seine alte Schwiegermutter am Arm, gefolgt von Charitas und seinen Gästen. Ein donnerndes „Gott gesegne's!“ schallte ihm entgegen. „Im Neuen wie im Alten!“ setzte männiglich hinzu, als die Reihe rund mit kräftigem Handschlag das Habdank gesprochen wurde. Dann ohne Verzug

ging's an die Hauptsache. Nur dem Hausherrn ward sein Platz angewiesen, der Ehrenplatz hinter dem Schweinskopf zwischen Frau Pastorin und dem Herrn Schulzen. Alle Uebrigen reihten sich sonder Rangordnung nach Belieben und Gelegenheit.

Charitas hatte für die Großmutter und sich selbst, um beim etwaigen Ausspannen der alten Frau ein Gedränge zu vermeiden, die untersten Plätze, nahe der Thür in Beschlag genommen; auf ihrer anderen Seite saß Klaus, in friedlichster Pathenlaune, da sein Erzfeind sich nicht blicken ließ. Das gute Mädchen hatte so viel zu thun, ihren beiden Nachbarn die Bissen zu zerlegen und die Gläser zu füllen, daß es selber kaum zum Kosten kam. Auch Freund Stern, zu des Gänsehirten Linken, raubte die helle Lust den Appetit. Die jungen Epauletten waren zu dem alten Kreuz rasch in Pathenschaft getreten; mit der Nachbarin zur Rechten aber in eine Vertraulichkeit, wie sie dem liebesscrupulösen Janitscharensohne gar nicht zuzutrauen gewesen wäre. Jede neckische Schelmerei des Bruders in spe, der mit seiner Schönen dem Paare gegenüber saß, wurde mit gemeinschaftlichem Erröthen, aber ohne ersichtlichen Anstoß erwidert.

Frühzeitiger als von so sehr feinen Herrschaften erwartet werden durfte, stellte auch die Frau Geheimeräthin Trumpf sich ein, am Arme des neuritterlichen Barons, des Einzigen, — den Herrn Pastor selbstredend ausgenommen, — welcher die Tafelrunde des neuen Hauses im schwarzen Frack und sogar weißer Cravatte verherrlichte.

„So patriarchalische Bräuche thun meinem Gemüthe wohl,“ lispelte im Vorüberstreifen Frau Rosanna dem Erben von Hellstädt zu.

Das chronikalische Gewissen heischt indessen die Erwähnung, daß an der Seite zweier biderben Nachbarn von Hellstädt nicht nur der Dame nachmittägiges Echauffement sichtbar verdampfte, sondern, leider! auch daß das Blut Jungfer Hanne Rosinens bedenkliche Blasen zu treiben begann. Sie aß hellstädter Wurst mit so gutem Appetit und machte hellstädter Späße mit so gutem Humor, als ob sie niemals im Geiste die Erbburg der Trumpf für ihren Adolar wieder aufgebaut und niemals parfümirte Billets mit der Gräfin Horn Bock gewechselt hätte.

Das Fest vernahm einen munteren Verlauf. Einzig und allein Herr Rose junior schien nichts weniger als in seinem Esse. Die Nachbarschaft der

stylvollen Schönheit war vergeben, seine künstlerischen Exspectorationen fanden schwachen Widerhall und der hellstädter Rebensaft kratzte das unschätzbare Metall in seiner Kehle. Seine schöne Schwester dahingegen saß zwischen ihren beiden Verehrern wie die Perle im Golde. „Was der Gesellschaft an Witz gebricht, ersetzt sie sich durch Lachen," citirte sie in geläufig originaler Mundart, lachte selber mit der Gesellschaft um die Wette und sprühte Funken wie ein gestreicheltes Kätzchen.

Auch Heinrich war froh gelaunt. Die heimische Würze der Speisen weckte seine Knabengelüste und die Blitzaugen der schönen Oelgräfin zündeten Phantasieen der Zukunft an. „Würden Sie gern auf dem Lande leben?" fragte er gegen Ende der Tafel seine Nachbarin.

„In schöner Gegend und guter Jahreszeit ganz gern," antwortete sie.

„Auch in Hellstädt?"

„Unter einem einzigen Verhältniß — auch da."

Brauchte dies einzige Verhältniß näher bezeichnet zu werden? Sein Herz klopfte, als er ihren Blumenstrauß, mit dem er eine Weile nachdenklich gespielt, — Herr von Speck hatte ihn in seinen Treibhäusern

gepflückt, diesmal einen Rosenstrauß! — in ihre Hand zurücklegte und einen leisen Gegendruck der feinen Fingerspitzen zu spüren glaubte. Eine entscheidende Frage schwebte auf seinen Lippen; er begegnete einem Blicke Sterns; beide errötheten.

Da wurde an der oberen Tafel an das Glas geschlagen; der Herr Pastor hatte sich erhoben, um den Trinkspruch auf die Insassen des neuen Hauses feierlich auszubringen. Messer und Gabeln wurden niedergelegt, die Hände gefaltet wie zum Gebet. Auch Heinrich schwieg. Das entscheidende Wort wurde verschoben, wenngleich Fräulein Liberte aufmunternd ihm in's Ohr raunte: „Wir werden den Sermon nächsten Sonntag von der Kanzel wörtlich noch einmal vernehmen, uns aber nicht so bequem dabei unterhalten können.“

Sie lehnte sich im Stuhle zurück, hielt ihren Strauß wie einen Fächer vor das Gesicht und flüsterte nach kurzer Stille und einem Blick auf das gegenübersitzende Paar:

„Freundin Therese und Freund Conrad schauen sich verfänglich tief in die Augen.“

„Wohl ihnen!“ versetzte Heinrich leise. „Ein Fünkchen Lebensfreude thut Beiden Noth.“

„Und wenn ihnen das Fünkchen ausgeblasen wird?"

„Warum sollte es nicht eher zu einem wärmenden Heerdfeuer angefacht werden? Stern ist für meine Schwester wie geschaffen, der beste Mensch, den ich kenne."

„Aber arm wie Hiob."

„Therese ist anspruchslos erzogen und das Glück des Herzens — —"

„Schwindet wie ein Phantom in bedrückender Enge."

„Nicht immer, meine ich."

„Immer! meine ich."

Dem verwöhnten Kinde durfte eine Dosis Uebermuth zu Gute gehalten werden; und hatte denn ohne Uebermuth der unverwöhnte Kamerad nicht das Nämliche behauptet? Es war daher wohl mehr der Bruder, als der Verehrer, den dieses unumwundene „Immer"! heimlich verstimmte.

„Sie würden nie einen Mann wie Stern geheirathet haben?" fragte er. Sie lachte fast laut hinter ihrem Strauß. „Einen wie Stern, nein gewiß nicht," sagte sie. Auch Heinrich belustigte die Combination Liberte-Stern. „Ich meine einen armen Mann," verbesserte er.

Sie zögerte einen Moment, dann versetzte sie: „Wenn ich ihn sehr lieb hätte, da ich selber reich bin, — vielleicht."

„Wenn sie es aber nicht wären, Liberte?"

„Wenn ich es niemals gewesen wäre, ohne Zweifel. Gleich und Gleich gesellt sich wohl auch in der Noth. Jetzt, wo ich nur aufhören würde, es zu sein, — nein."

Heinrich war still, just zur rechten Zeit, um dem Schlußsatz der geistlichen Gesundheit im Herzen beizustimmen: „Daß der Tisch, den wir heute gerückt in's neue Haus, für den Gastfreund, für den dürftigen Bruder, für den Nachfahren von Kind auf Kindeskind gedeckt und gesegnet sei. Amen!"

„Amen!" verhallte es im Chor. Dann schallendes „Hoch!" Die Gäste erhoben sich und schüttelten den Hauswirthen die Hand. In manchem Auge glänzte eine Thräne.

Sobald die Ordnung wieder hergestellt war, klingte Stephan Hellstädt an sein Glas zu Dank und Gegengruß. Er sprach aus tiefbewegtem Herzen.

„Ihr habt," so sagte er ungefähr, „Ihr habt mir den alten Unterhof aufrichten helfen, da er wüst im Argen lag. Ihr seid mir treue Nachbarn und Freunde gewesen, beiständig in Rath und That, da ich, unerfahren,

eine noch größere Verwerthung und Treuwaltung übernahm. Wir haben mitsammen an unserer Heimath gebaut, wir, die Alten, haben mitsammen in ihr und an ihr den größten Wandel ländlicher Verhältnisse seit unvordenklichen Zeiten durchlebt. Der Gutsherr ist nicht mehr ein Oberherr, hat kein Recht mehr über Zeit und Kraft, Gut und Freiheit von Hörigen; die Erbunterthänigen sind seine Gehülfen geworden. Jede Leistung ist gegenseitig. Man hilft und dient sich, dankt und lohnt sich aus freiem Willen. Wir haben ein Gesetz und einen Richter, wir haben eine Pflicht für das Vaterland. Ich preise diesen Zustand einer neuen Ordnung und spüre keine Einbuße durch denselben weder in meinem Eigenthum, noch in dem, was meiner Verantwortung anvertraut war. Unsere Aecker sind handlich zu einander gelegt, Frohnen, Lehne und Zinsen abgelöst und die Advokaten, welche der hadersüchtige Landmann mästet, sind durch uns nicht fett geworden. Auch die Windsbraut, die vor wenig Jahren den Welttheil, bis harsch an unsere Grenze durchbrauste, sie ist nur als fruchtbringendes Wetter über uns hingezogen. Daß das Erbe von Hellstädt unter unseren Augen blüht und gedeiht, unser aller Wohlfahrt, das danken wir nächst dem, welchem jeder erste Dank ge-

bührt, unserem einträchtigen Schalten. Heute gilt es meiner Tochter Haus, meiner Charitas. Sie ist ein hellstädter Kind und möchte es bleiben. Euch hat sie lieb, hier ist ihre Heimath. Bleibt ihr gute Freunde, wie Ihr es mir gewesen seid, rathet ihr, helft ihr, wenn ich zur Ruhe bin; rathet und helft auch dem Erben, der nach mir das Treugut von Hellstädt verwalten wird, und wie Ihr uns heute den Tisch gerückt in's neue Haus, so walte es Gott, daß noch in spätester Zeit treue Gastfreunde sich um ihn sammeln und ihm Segen wünschen wie heute. Ich danke Euch, meine Nachbarn und trinke auf die Zukunft von Hellstädt."

Noch einmal erschallte einhelliges Hoch; die Gläser wurden geleert bis auf die Nagelprobe. Dann ward die Tafel aufgehoben. Die Respectspersonen räumten der Jugend den Platz. Nur einzelne fürsorgliche Hausmütter trugen die Ueberbleibsel ihres Eingebrachten heim; die Mehrzahl, es soll zum Ruhme von Hellstädt nicht unerwähnt bleiben, überließen sie neidlos der Speisekammer des neuen Hauses.

Die alte Großmutter hatte rüstig ausgehalten bis zum Letzten. Jetzt verließ sie das Zimmer am Arm ihrer Enkelin. Burschen und Mädchen drangen ein.

Im Nu waren die Tafeln geräumt und aus dem Zimmer gerückt, die Brosamen zusammengekehrt, die Dielen mit einem nassen Laken rein gewischt. Das Clavier wurde aus der Halle wieder hereingetragen; ein neues wohlklingendes Instrument, an welchem Charitas mit sanfter Altstimme ihrem Vater ein Abendlied zu singen pflegte. Ihr alter Musikmeister, der Cantor, — er zog diesen Titel dem Schulmeister vor — hob einen Walzer an. Die Paare reihten sich; Heinrich und Liberte an der Spitze, schwebend wie auf residenzlichem Parquet. Nach ihnen trippelnd, trampelnd, rutschend, schwenkend, hopsend, vorn und hinten ausschlagend Hellstädts männlicher und weiblicher Blüthenflor.

Auch der Lieutenant von Stern nahte sich Theresen mit der Entschuldigung: „Ich habe freilich noch niemals getanzt — —"

„Ich auch nicht," versetzte sie lächelnd, „um so besser werden wir mit einander fortkommen."

Sie traten an. Der Lieutenant zählte: „eins, zwei, drei," mit den Fingern den Tact der Musik nachschlagend und war er einmal drin, drehte er sich unerschütterlich, bis Heinrich ihn lachend zur Ruhe rief.

Nun kam ein Kutscher an die Reihe. Heinrich sah sich nach Charitas um, sie war noch nicht in die Gesellschaft zurückgekehrt. Erst bei einem späteren Tanze, als Heinrich schon wieder mit der schönen Delgräfin den Reigen eröffnete, trat sie ein. Herr Gustav Rose stürzte herbei, um sie aufzufordern. Sie dankte freundlich, da sie den armen Herrn Cantor ein wenig ablösen müsse. Ruhig setzte sie sich an das Clavier und fuhr, nach dem Gehör, in der einfachen Weise ihres Meisters fort, während Held Gustav des Alten bereitliegende Geige ergriff und mit kunstvollen Variationen begleitete.

Der wackere Herr Cantor, den nach voraufgegangenem Punschgenuß das Drehensehen einigermaßen wirblich gemacht hatte, fühlte sich bald in der beklagenswerthen Lage, den Rückzug antreten zu müssen; weder Stern noch Heinrich und Therese spielten Clavier; Liberte, die es spielte mit Virtuosität, bedauerte, keinen Tanz auswendig zu wissen; auch Herr Rose junior warf von Zeit zu Zeit die Geige hin, um mit der Schwester, mit Theresen, mit sonst einem drallen hellstädter Kinde eine Tour zu machen: die gute Charitas hielt geduldig die halbe Nacht hindurch aus,

wechselte mit ihren kunstlosen Weisen und blickte neidlos lächelnd auf das allseitige Vergnügen.

Die Tanzlust war groß, im entsprechenden Verhältniß zum Behagen der Tafel; selber die Frau Geheimeräthin Trumpf, die als einzige Ballmutter und Ehrendame, dem Feste präsidirte, verschmähte von Zeit zu Zeit es nicht, den jungen Baron, Herrn von Speck und selber ihren unartigen Neveu mit einer Extratour zu beglücken. Auch Pathe Klaus harrte unter der offenen Hallenthür bei dem hellstädter Tanzfeste aus. Als es zehn schlug, verschwand er für eine Weile und von Stunden- zu Stundenschlag verschwand er wieder, kehrte aber regelmäßig, wie eine Schildwacht auf seinen Posten zurück und an die Seite seines neuen Freundes, des Lieutenant von Stern, der nur an der Hand seines tröstenden Engels sich in den ungewohnten Wirbel wagte, in das lustige Pathentreiben.

Mitternacht war vorüber, als unerwartet noch der ältere Rose im neuen Hause erschien, seine Verspätung mit drängenden Geschäften entschuldigend. Die beiden gleichalterigen Notablen von Hellstädt standen eine Weile im leisen Zwiegespräch unter der Thür, die in des Hausherrn Privatzimmer führte. Stephan Hellstädt's behäbig sich im Gleichmaß bewegende Gestalt,

welch' ein Widerspiel mit des Müllers unstät durchwühlten und doch kalten, abgezehrten Zügen! „Arbeit nährt, Wucher zehrt!" sagte Pathe Klaus zu Stern, welcher die vorstehende Bemerkung gemacht hatte.

Und als ob er sich fürchtete, im Angesicht seines Erzfeindes noch zum Freudenstörer zu werden, kehrte Pathe Klaus dem Feste jetzt den Rücken; nicht jedoch ohne im Vorüberstelzen dem Anderen mit hämischem Lachen zuzurufen: „Maiwärme, Herr Fabrikant! Morgen ein Donnerwetter und dann reine Luft über der Flur und der Raps in voller Blüthe!"

Der Müller biß sich auf die schmalen, farblosen Lippen; dann warf er rasch einen Blick über das Tanzzimmer, in welchem sein Töchterchen just dem weniger leichtfüßigen ihrer Bewerber schnippisch einen Korb ertheilte, um noch einmal Hand in Hand mit dem jungen schönen Baron in die Reihe zu treten. Das väterliche Stirnrunzeln wurde nicht bemerkt, oder nicht beachtet. Auch Herr Gustav, am oberen Ende neben der Clavierspielerin, beantwortete des Papa's ermunterndes Blinzeln nur mit einem Achselzucken. Lachend stimmte er seine Geige und jodelte währenddessen, um das Orchester zu verstärken.

Die beiden Väter verschwanden hinter der Thür zur Erörterung des ersten Geschäfts im neuen Haus. In der lustigen Gesellschaft ahnete Keiner, daß ein Spieler die Würfel zum letzten Wurf in seinem Becher rüttelte.

Doch zögerte er nicht und weder er, noch sein Gegenspieler bekundete durch eine Miene den verzweifelten Kampf. Unumwunden, mit selbstbewußter Haltung warb der reiche Industrielle für seinen Sohn um die Hand der Tochter des bescheidenen Landedelmanns. Unumwunden, mit ebenso selbstbewußter Haltung schlug der bescheidene Landedelmann die Werbung aus.

Jedem Vater wird solcher Weigerung gegenüber eine innere Bewegung natürlich sein. Nicht mehr und nicht weniger mochte daher das leise Beben der Stimme bedeuten, als der Müller nach einer Pause fragte: „Wollt Ihr mir nicht mindestens den Grund einer so unvermutheten Kränkung angeben, Hellstädt?“

„Habt Ihr mir doch nicht den Grund einer so unvermutheten Beehrung angegeben, Rose,“ erwiderte Stephan gelassen.

„Ein alter Lieblingsplan von meinem Sohn und mir.“

„Alt? Mir kommt er sehr von diesem Frühling vor, Nachbar.“

„Die Kinder sind neben einander aufgewachsen.“

„Neben einander? Die Hauptstadt und unser Dorf liegen, dächt' ich, ein Endchen von einander weg.“

„Mein Gustav liebt Eure Charitas!“

„Der Tausend! Da hat der junge Herr ja fein hinter dem Berge zu halten gewußt. Im Uebrigen wäre dieser Grund keiner; denn meine Charitas liebt Euren Gustav nicht.“

„Sollte es der Mühe nicht werth sein, Eure Tochter selbst um ihre Meinung zu befragen.“

„Thut's Rose. Meine Sache ist es nicht; ich kenne meine Charitas.“

Der Freiwerber sah nicht aus, als ob er der Erlaubniß Folge zu leisten gedenke. Er ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Nur um für eine neue Combination den Uebergang zu gewinnen, warf er noch hin: „Schade, Hellstädt, die jungen Leute hätten für einander gepaßt!“

„Macht Euch nicht lächerlich, Rose,“ versetzte Hellstädt; „Ihr wißt das Gegentheil so gut wie ich. Meine Charitas ist ein Landmädchen, Euer Gustav ein Stadtherr, wie wir Bauern sagen; ein Lebemann,

ein Genie meinethalben. Die jungen Leute passen für einander wie Oel und Sprit."

Der Müller ließ sich nicht auf einen Widerspruch ein; er stand eine Weile mit zusammengekniffenen Augen und Lippen. Dann nahm er Platz neben Hellstädt, der sich ruhig auf seinem Schreibstuhl niedergelassen hatte. „Eure unerwartete Ablehnung, Hellstädt," sagte er, „verrückt mit einem Zuge all' meine Conjuncturen. Ich dachte mich aus meinem hiesigen Geschäft zurückzuziehen und hatte die Einleitungen getroffen, die Fabrik an meinen Sohn zu verkaufen."

„Zu verkaufen?" unterbrach ihn Hellstädt gedehnt. „Hat Rose junior auf der Universität noch schneller als Rose senior in seiner Weidenmühle das Kunststück gelernt, ein reicher Mann zu werden? Oder mit was wollte er den Handel bezahlen?"

„Gleichviel. Ich kann sterben. Eine künftige Auseinandersetzung würde durch die Formalität erleichtert. Wie die Sache indessen steht, wird ein Korb ihm die dörfliche Niederlassung, zu der er sich nur aus Neigung für Eure Tochter bereitwillig finden ließ, nicht einladend machen; ohne eine praktische Hausfrau würde bei seinem Naturell er sie wenigstens nicht durchführen können. Ich gebe das Project demnach

auf und werde die Fabrik anderweitig zu verkaufen suchen. Ich gönne sie Euch, Hellstädt, und biete sie Euch in erster Hand."

„Mir bietet Ihr Sie, Rose? Was soll ich mit Eurer Fabrik? Bin ich ein Müller?"

„Ihr seid ein gewiegter Oekonom. Meine Grundstücke gränzen an die des Unterhofs; Ihr könnt Eueren Boden nicht rentabler als in Oelfrüchten verwerthen. Auch die alten Getreidegänge sind ja noch nebenbei in Betrieb; Ihr könnt sie erweitern. Der Export von Mehl hat die größten Chancen. Alle Verhältnisse stimmen für Euch. Ich weiß, daß Ihr ein gekündigtes Kapital unangebracht liegen habt, auch noch ein zweites von der Ablösung her; Ihr besitzt Staatsschuldscheine und Pfandbriefe — —"

„Da Ihr so wohl in meiner Chatouille bewandert seid," unterbrach Hellstädt das gegen des Mannes Absicht merklich gewordene Drängen, „müßt Ihr ja aber auch wissen, daß meine sämmtlichen Kapitalien und Papiere nicht ein Viertel des Kaufschillings für Eure Mühlen betragen würden."

„Ihr habt Credit; die Anzahlung genügte mir vor der Hand. Auf meinem Grundstück lastet noch eine Summe, die Ihr übernehmt."

„Die von meiner Cousine Hellstädt meint Ihr?“

„Die und noch eine geringere in zweiter Hypothek. Ihr gebt mir, was Ihr für den Augenblick flüssig habt, ich —“

„Laßt's gut sein, Nachbar!“ fiel Stephan Hellstädt ein, „sucht Euch einen anderen Käufer. In meinem Alter läßt man sich nicht auf neue Unternehmungen ein. Ich ziehe mich selber aus dem Oberhof zurück. Schließe ich die Augen, was soll meine Tochter mit einer Fabrik und Schulden?“

„Ihr braucht sie ja nicht zu behalten, Hellstädt,“ versetzte der Müller hastig. „Ich habe da längst einen Plan. Ihr kauft die Mühlen, associirt Euch mit der Gemeinde, verwaltet und verwerthet sie zu gemeinschaftlichem Antheil. Ich werd' es Euch später im Detail aus einander setzen. Der Vortheil ist sonnenklar. Das profitabelste Geschäft, das Ihr machen könnt!“

„Macht's selber, Rose. Ihr seid der Mann dazu, nicht ich.“

„Wenn ich Zeit — ich meine, wenn ich Eueren Einfluß in der Gemeinde hätte —“

„Einfluß? Ihr spracht ja von Vortheil klar wie

die Sonne; nun, was den Vortheil betrifft, auf den versteht sich der Bauer ohne Jedwedes Einfluß."

„Ich habe andere Projecte, ich kann nicht mit Unterhandlungen Zeit verlieren. Hellstädt, es ist etwas Ungeheueres, zu dem Ihr mir verhelfen könnt. Aber bald, noch in dieser Nacht. Binnen einer Woche vielleicht schon kann ich Euch mit Wucher zurückzahlen."

„Ich treibe nicht Wucher!" versetzte Stephan Hellstädt mit einem Blick und Klang, wie Pathe Klaus sie nicht schneidender hervorgebracht haben könnte. „Ich treibe nicht Wucher und ich habe nur Geld für geheuere Unternehmungen!"

Der Müller ballte die Hände, um ihr Zucken und Zittern zu verbergen. Er hatte das Aeußerste ahnen lassen; ahnen lassen müssen. Er war durchschaut, er wußte es. Dennoch versuchte er es noch einmal mit einem begütigenden Wort. „Ein Jeder trachtet, sein Haus zu erweitern. Ihr auch, Hellstädt, Ihr habt —"

Stephan Hellstädt hatte seine Wallung bemeistert. Er erhob sich. „Ich habe," so sagte er mit ruhiger Würde, „ich habe einen neuen Grund gelegt und einen morsch gewordenen Bau wieder aufgerichtet. Ihr habt Stock auf Stock in die Höhe geführt, ohne zu fragen, ob das Fundament die schwindelnde Last zu tragen

vermag. Das ist der Unterschied zwischen uns. Mein Schritt ist ein mäliger, sicherer Bauerntrott. Ihr rennt und hetzt. Darum können wir nicht mit einander gehen. Kein Wort weiter, Rose! Darum kann ich Eurem Sohne meine Tochter nicht geben; darum kann ich Euer Grundstück nicht an mich bringen, darum kann ich meinen Sparpfennig Euch nicht anvertrauen."

Er hatte schon die Klinke in der Hand, um zur Gesellschaft zurückzukehren. Der Müller packte seinen Arm und hielt ihn zurück. Bei aller Herrschaft über seine natürliche Leidenschaft flog sichtbar ein Schauder über seinen Leib. Das Ringen um das letzte Angebot, das er zu stellen hatte, war härter als alle früheren. „Hellstädt," sagte er kaum vernehmlich, „Hellstädt, einen Gefallen wenigstens ist eine fünfzigjährige Freundschaft werth —"

„Freundschaft?" unterbrach ihn Stephan Hellstädt; „sagt Nachbarschaft, Rose."

Der Müller war nicht in der Lage, sich diese Unterscheidung verdrießen zu lassen. „Kauft die Vorräthe, Hellstädt, die ich in meinen Mühlen liegen habe," stieß er hervor.

Hellstädt wollte ohne Erwiderung das Zimmer ver-

lassen; Rose stellte sich ihm in den Weg. Er hielt ihm ein Zeitungsblatt vor die Augen und sagte in fieberischer Hast: „Seht den gestrigen Cours. Ich schlage zwei Thaler vom Centner ab. Die Preise steigen. Ihr macht ein Geschäft!“

„Warum habt Ihr es nicht heute Nachmittag mit Nachbar Hartung abgeschlossen?“ fragte Hellstädt.

Grimm und Aufruhr jagten sich in des Müllers Gesicht. „Hat der Spürhund von Gänsehirt auch das verrathen?“ knirschte er. „Der Mensch ist mein Feind, Hellstädt, Ihr wißt's. Er hat die Gemeinde gegen mich gestempelt; dem einfältigen Bauer Scrupel in den Kopf gesetzt; aber Ihr, Hellstädt, Ihr —“

„Ich,“ fiel Stephan Hellstädt ein, „nun ich bin lange genug ein Bauer gewesen, um allenfalls ohne den Rath eines ehrlichen Gänsehirten aus dem Stande der Frühlingssaat berechnen zu können, ob die Fruchtpreise steigen oder fallen; und oft genug Geschworener, um zu wissen, daß das Losschlagen eines, — Ihr erlaßt mir wohl die Benennung, Rose! — daß dieses Losschlagen Betrug und morgen null und nichtig ist.“

„Hellstädt!“ schrie der Müller auf. Beide Arme nach dem ihm den Rücken Kehrenden gereckt, stand er ein paar Minuten wie im Boden versteinert; dann

gewaltsam gefaßt, folgte er dem Anderen in die Gesellschaft, welche das Tanzvergnügen schon eine Weile beendet hatte.

Die jungen Leute brachen auf; auch die Frau Geheimeräthin empfahl sich; sie wartete in der Halle nur noch auf den Arm ihres residenzlichen Gastfreundes, um den längst bereithaltenden Wagen zu besteigen.

Ritter von Speck schien jedoch wenig gelaunt, seinen galanten Pflichten gegen die Edle von Trumpf gerecht zu werden, und kein billig Fühlender wird ihm verargen, daß er es nicht war. Da Herr von Speck für einen Löwen gilt, — wenn auch nur für einen des Parkets, — so stimmt zu seiner Rolle der grimmige Blick, mit dem er die auserkohrene schöne Löwin verschlingt, während sie im Fensterbogen ihm gegenüber, ein Lächeln des Glücks auf den Lippen, mit einem Nebenbuhler flüsternd kos't. Nicht von Löwengroßmuth dahingegen zeugt das höhnische Kopfnicken, das den höflichsten Bückling erwidert, zu welchem der stolze König der Oelbörse sich in seinem Leben herabgelassen hat. Mensch bleibt eben Mensch, auch wenn er ein Löwe ist.

Rose's Athem stockte; hastig winkte er seiner Tochter zu; das Runzeln seiner Stirn konnte nicht

mißverstanden werden. Fräulein Liberte aber war ein verwöhntes Kind; sie warf trotzig das Köpfchen zurück, erinnerte, vernehmlicher als von Nöthen, ihren Bevorzugten an einen für morgen verabredeten gemeinsamen Spazierritt und nahm seinen Arm, um sich zum Wagen führen zu lassen. Er küßte ihre Hand; der duftige Rosenstrauß blieb in der seinen zurück.

Der bescheidene Lieutenant von Stern hatte für den ungalanten residenzlichen Ritter eintretend, Dame Rosannen in das Vehikel befördern helfen; auch Therese lag schon eine Weile in der Wagenecke, den ersten vollen Freudentag ihres Lebens nachträumend. Endlich erschien Liberte; schon ruhte ihr Fuß auf dem Wagentritt, als der Vater sie am Arm zurückzog mit den Worten: „Du gehst mit mir. Ich habe mit Dir zu reden und verreise noch in dieser Nacht.“ Herr von Speck stieg ein; der Wagen rollte voran.

Man war so gewohnt, den großen Spekulanten ruhelos kommen und gehen zu sehen, daß Niemand, und am wenigsten Heinrich, ein Arg aus seinen Worten zog. Nur seine Tochter, vor Minuten noch so voll Uebermuth, überrieselte plötzlich ein ahnungsvoller Schauer. Schweigend folgte sie dem Vater und verschwand mit ihm in der Dorfstraße.

Auch Heinrich und Stern sagten ihrem Wirth gute Nacht, um hinter einem voranleuchtenden Knechte die Stufen zum Oberhof hinanzusteigen. Sie wurden zu ebner Erde in die Räume geführt, welche Heinrich als Kind bewohnt hatte; die Zimmer waren wohl erhalten, gelüftet und gesäubert, Betten wie Geräth standen an der alten Stelle. Auch die Koffer waren angelangt, auf dem Tische brannte die Lampe, im Kamin prasselte ein wohlthuendes Feuer. Gastlich und traulich war für jedes gewohnte Behagen gesorgt. Der Knecht, der die angenehme Ueberraschung der Freunde bemerkte, sagte schmunzelnd: „Ja, wo die Charitas schafft, da fehlt's an keinem Stücke!"

„Charitas!" rief Heinrich und erröthete, denn erst jetzt fiel ihm ein, daß er seiner fürsorglichen Wirthin, der, welcher recht eigentlich das heutige Fest bereitet worden war, nicht mit einem einzigen freundlichen Wort, nicht einmal mit einem Gutenachtgruß gedacht hatte.

Der Knecht erzählte, daß die Herrin, nachdem sie die Großmutter zu Bett gebracht, mit ihm heraufgestiegen sei und ganz allein Alles so säuberlich hergestellt habe, weil die Mägde nicht hätten beim Tisch=

rücken gestört werden sollen. Damit entfernte er sich und die Freunde blieben allein.

Beide waren aufgeregt, Beide schwiegen eine Weile. Heinrich betrachtete die alten Kommoden und Schränke, noch aus Großvaterzeit, mit der eingelegten Arbeit von Perlmutter und den schweren Messingbeschlägen. In einem Eckspind fand er sogar noch sein und der Schwester Spielzeug unversehrt: Baukasten, Puppen und Bleisoldaten; seine ersten Schreibhefte unter des Herrn Pastors Zucht, den verlesenen Robinson und Spekters Fabeln. Alles das kannte er wieder, als hätte er es nicht sechszehn Jahre aus Augen und Gedanken verloren. „Und," sagte er, „und seltsam! in diesen Zimmern weht ein Duft, ein Hauch, der mehr als Alles, was ich sehe, meine Erinnerungen weckt. Mit jedem Athemzuge schöpfe ich Heimathsbilder."

„Glücklicher!" rief Stern bewegt.

„Aber Charitas!" hob Heinrich nach einer Stille wieder an. „Das gute Kind hat nur Mühe von seinem Feste gehabt. Wir tanzten und sie —"

„Machte Musik und hatte die Freude, die sie gab," versetzte Stern. „Die Seele ist diesem Mäd-

chen mit ihrem Namen eingebunden worden. Charitas, dienende, helfende Liebe!"

Nach diesen Worten legte er sich, um noch eine Weile mit offenen, dann mit geschlossenen Augen zu träumen von eitel Wonne und Glück. Heinrich ging unruhig, aber froh bewegt im Zimmer auf und nieder. Er öffnete ein Fenster und schaute hinab in die Aue, welche der Vollmond fast tagesklar beleuchtete. Die Luft war still und sommerlich warm; leise murmelte der Bach, rauschte das Mühlwehr in der Ferne die Thurmuhr schlug Zwei. Vom Dorfe herauf drang die Schnurre des Nachtwächters. Wie der alte Spruch mit dem Schlußsatz: „Lobt Gott, den Herrn!" dem jungen Manne das Herz so anheimelnd schwellte! In den Bauernhäusern erlosch ein spätes Lichtchen nach dem andern; die müden Tänzer gingen zur Ruhe; nur in der Mühle flackerte es unstät von Fenster zu Fenster. „Reich werden kostet schlaflose Nächte," dachte Heinrich. Er hätte um den Preis nicht reich werden mögen. Doch kehrten Sinne und Sinnen gar bald zu dem schönen Heimathskinde zurück, das bis auf ein letztentscheidendes Wort, seinem heiteren Leben eine neue heitere Wendung verhieß. Sein Herz klopfte; er stand regungslos.

Da schallten langsame harte Tritte die Terrassentreppe herauf; der Wächter erschien vor dem Oberhof und sang mit kräftiger Stimme seinen Spruch:

„Hellstädter hört und laßt Euch sagen, die Glocke hat Zwei geschlagen,
Wer Gott vertraut in dunkler Nacht, schlaf' ruhig, Pathe Klaus hält Wacht."

Ja, Pathe Klaus in Schafpelz und Ordensschmuck, mit Stelzbein und Lederarm, am Tage hütete er die Gänse, Nachts seine Pathen!

Heinrich lachte; die Variation des alten Spruchs im Munde des alten Kauzes lockte seine Gedanken von der lieblichen Fährte ab; aber nicht zur Ruhe. Die Macht der Heimath dämmerte immer deutlicher in seinem Herzen auf.

Der Alte stelzte just unter dem offenen Fenster vorüber, als das Rasseln eines Wagens die Dorfstraße entlang in die Höhe drang.

„Gute Nacht, Herr Fabrikant! Guten Weg, in's Pfefferland, Herr Fabrikant!" schrie Klaus, seine Pudelmütze schwenkend in's Thal hinab. Dann stieg er langsam die Terrassen nieder.

Der hartnäckige Haß des niederen gegen den emporgekommenen Mann verstimmte Heinrich. Er schloß das Fenster und suchte sein Lager. Doch konnte

er nicht lange in dieser Richtung weilen. „Wie mein Leben gewachsen ist von Stunde zu Stunde," sagte er zu dem noch halb wachen Kameraden. „Ein Freund, eine Heimath, und bald vielleicht — —"

„Bald vielleicht was?" fragte Stern den Stockenden.

„Noch ist's zu früh," entgegnete dieser und löschte die Lampe.

Neuntes Capitel.

Das Erwachen.

Die Nacht scheucht Sorgen; aber sie scheucht auch Wonnen und lockende Luftgebilde. Haben wir uns zur Ruhe gelegt mit wallendem Blut, in kühn über alle Schranken hebendem Rausch, so erwachen wir mit gelassenem Puls und nüchternem Blick; selber die Leidenschaft flüchtet vor dem Tageslicht und Tagewerk.

Die Freunde machten diese Alltagserfahrung, als sie am Morgen die Augen aufschlugen. Staubwölkchen wirbelten im scharfen Sonnenstrahl; vom Hofe herauf drang das Klappern der Drescher, das Wiehern der Pferde; von der Mühle das Rasseln der Räder; Hühner gackerten, Pflugscharen holperten über das Pflaster, hotte und hü, guten Tag und guten Weg!

Der Frühstückstisch stand im Nebenzimmer schon gedeckt; sie setzten sich schweigend; Beiden schien es

nicht leicht, von der abendlichen Erregung einen Uebergang zu finden. Stern war der erste, sich zu fassen. „Heinrich,“ sagte er entschlossen, „ich gehe heute früh nach der Anstalt.“

„Bist Du bei Troste, Freund?“ versetzte Heinrich, mit einem Versuche zu lachen.

„Rede mir nicht drein, Freund, ich bleibe nicht, ich kann nicht bleiben.“

„Ein paar Tage doch noch, Conrad.“

„Keinen Tag, keine Stunde, Heinrich.“

„Heute wenigstens, mir zu Liebe, Freund.“

„Ich darf nicht; ich darf Deine Schwester nicht wiedersehn.“

Heinrich stand auf, trat an's Fenster und simulirte ein Weilchen, dann sagte er: „Ich hatte mich so auf die Ueberraschung in der Heimath gefreut. Nun muß ich dem Trotzkopf zu Gefallen gar ein Dienstgeheimniß brechen. Du bist zum Hauptmann vorgeschlagen, die Bestätigung darf jede Stunde erwartet werden; denkst Du noch in die Anstalt zu flüchten, Conrad?“

„Theurer, unvergleichlicher Freund!“ rief Stern, Thränen im Auge, indem er des Anderen Hände preßte. Der aber entgegnete lachend:

„Die Freundschaft ragt höher hinauf, Kamerad.

Lerne unsere Generalsweisheit schätzen, Janitscharen-Sohn!"

Es klopfte an der Thür. „Du bleibst?" fragte Heinrich noch einmal rasch.

„Bis morgen denn," lautete der Bescheid.

Stephan Hellstädt trat ein, um wie gestern verabredet worden war, seinen Verwandten zu einer Ueberschau des einstigen Erbes abzuholen. Herrn von Stern bat er, im neuen Hause ihre Rückkehr zu erwarten. Mühmchen Therese sei bereits darin vorgesprochen. Es werde ihr nicht geheuer in der Mühle, habe sie gesagt. Rose sei fort, die Tante unsichtbar, Liberte, übernächtig, habe von Spazierenreiten gesprochen; da wolle die Kleine denn derweilen der Charitas Garten und Hühnerhof in Augenschein nehmen und werde seine Tochter sich freuen, auch vor ihm mit ihrer Privatdomaine Parade zu machen.

Stern versprach seinen Besuch; die Vettern traten ihren Flurgang an. Schritt für Schritt mit wachsendem Interesse schaute und horchte der jüngere auf die Entwickelung der Cultur in seinem heimischen Winkel: welcher Art sie gewesen, in mehr als dreißig Jahren geworden und zu werden verhieß. Als sie sich der südlichen Gränze näherten, über welche Heinrich gestern

zuerst sein einstiges Gebiet wieder betreten hatte, sagte er: „Jeder Eindruck, den ich seit vierundzwanzig Stunden im Bereich Deiner Wirksamkeit, lieber Oheim, empfangen habe, predigt mir Dank und wieder Dank für die treueste Mühwaltung und habe ich mich vordem nur gedankenlos mit den Anderen verwundert, daß Einer die bequeme Pfründe mit dem saueren Pfluge vertauschte, heute ermesse ich das Opfer und bewundere es."

„Der Bauer liegt dem Edelmann näher als der Pfarrer," versetzte Stephan Hellstädt lächelnd. „Unternehme sich nicht Jedermann Lehrer zu sein, desto mehr Urtheil wird er empfangen, so viel hatte ich ungefähr von der theologischen Facultät profitirt. Im Uebrigen: ich that es für Hellstädt."

„Für Hellstädt, das heißt?" forschte Heinrich.

„Laß Dir von Pathe Klaus beantworten, was es heißt," sagte Stephan, auf den Alten zuschreitend, der wie gestern auf seiner Schwelle saß, den kleinen gelben Dachs und die Heerde des Bauernvogels um sich herum.

„Warum heißt er allgemein der Pathe?" fragte Heinrich.

„Einfach, weil er's ist, und nichts weiter ist,"

entgegnete der Vetter. „Nachbar kann er nicht heißen und Einwohner kaum, draußen in seinem Mühlenstumpf; so gewährt man ihm eine gemüthliche Schrulle, indem man ihn zum Pathen macht. Seit drei Generationen wird, hoch oder gering, kein Hellstädter Kind getauft, bei welchem der alte Gänsehirt nicht zu Gevatter steht. Deinem Vater, Heinrich, hat er es niemals vergeben, daß er ihn trotz seines Ehrenkreuzes als Patron des Erben von Hellstädt verschmähte. Glaube nur, Vetter, es ist etwas Großes, das hinter diesem alten Schafpelz spürt und stört. Er hatte nicht Vater und Mutter mehr, nicht Kind noch Kegel, als er, ein Krüppel, aus den Feldzügen heimkehrte und statt der ererbten Mühle einen Trümmerhaufen wiederfand. So hat er sich eine Familie geschaffen, die sein ganzes heimathliches Dorf umfaßt; jedes Haus ist das seine, das er hegt und nach Kräften beschirmt. Am Tage hütet er unsere Gänse, Nachts uns selber. Gehen wir schlafen für immer, bewacht er uns noch auf unserem letzten Bett. Er hat eine Spürnase für alle ehrlichen Herzen und beißt mit giftigem Zahn auf die Hallunken. Daß aus Hellstädt so selten eine Klage um Meineid oder Betrug vor die Gerichte kommt, daß namentlich so selten ein „Drücker“ von der Aus-

hebungscommission requirirt zu werden braucht, danken wir Pathe Klausens strenger Heimathswacht."

„Doch wohl eher der des Vetter Stephan," meinte mit einem Lächeln der junge Mann.

„Nur sehr allmälig und in zweiter Hand mit Pathe Klausen als Mittelsmann," erklärte Stephan. „Verhält schon im Allgemeinen der Bauer sich spröde gegen Einflüsse von oben herab, so waren die Gutsherrn von Hellstädt noch besonders seit Generationen als Fremdlinge, oder Dränger verhaßt. Vertrauen und Eintracht mußten erst Schritt für Schritt erobert werden. Der Sohn des alten Windmüllers dahingegen ist gleichsam ihr Fleisch und Blut; sie speisen ihn die Reihe rund von ihrem Tisch und liefern alljährig einen neuen Pathenpelz; mehr bedarf er nicht. Er schläft unter seinem Mühlenstumpf, den er den Hellstädter Wartthurm nennt. Sich selber nennt er den reichen Hellstädt, weil er von keinem Wunsche weiß, den der Umkreis seiner gemüthlichen Domaine nicht überreich befriedigt."

„Einen Hellstädt nennt er sich?" fragte Heinrich verwundert; „so ist am Ende noch gar ein Restchen Vetterschaft zwischen uns."

„Wenn nicht dem Gesetze, so doch dem Blute

nach allerdings," antwortete Stephan, „und nicht das einzige, das mit unserem Namen in der Umgegend drischt und Heerden führt. Die Junker von Hellstädt übten ihr Herrenrecht nach der Art. In chursächsischen Landen, deren letzter Zwickel diese Gegend war, rumorte das Blut des starken August fort, fast ein Jahrhundert lang, nachdem es in seinem Stamme ausgegohren hatte. Die Ratten nannte man noch in meiner Jugend diese argen adligen Nagethiere. Ja, ja Vetter, das war die Zucht der Zeit, die man gedankenlos die gute, alte nennt. Gott sei gelobt, daß wir sie hinter uns haben."

Sie standen vor der Windmühle. Stephan begrüßte den natürlichen Vetter mit einem Handschlag. „Wir sprachen just von Euch, Gevatter;" redete er ihn an, „erzählt dem jungen Mann, zu Nutz und Fromm, was es war, das Euch nach dem Frieden in die zerstörte väterliche Mühle zurücktrieb, da man Euch doch den sicheren Platz im Invalidenhause angetragen hatte. Sagt ihm, was Euch auch späterhin bei Eurer Gänseheerde zurückhielt, als man Euch zum Wächter des Denkmals berief, auf dem Platze, wo Ihr Eure Gliedmaßen für Euer Ehrenkreuz eingetauscht hattet?"

„Nur zu, nur zu!" fiel Heinrich ermunternd ein.

„Ich freue mich auf die Erzählung Eurer Heldenthaten, Pathe Klaus.“

Der Alte war aber nicht mittheilsamer Laune; er schüttelte mürrisch den Kopf und sagte gedehnt: „Pathe? ein Pathe, der?“

„Was kann er dafür, daß er's nicht ist, Gevatter?“ begütigte Stephan. „Er ist ein Hellstädter Kind!“

„Was that er dazu, daß er es ist?“ spottete Klaus dagegen.

„Ich bin Euer Waffenbruder, Kamerad,“ sagte Heinrich.

„Ein Waffenbruder? Nicht Fisch noch Vogel seid Ihr, junger Herr Baron.“

Heinrich lachte unbeleidigt. Er klopfte dem Veteranen auf die Schulter und sagte: „Es ist noch nicht aller Tage Abend, Alter. Bis ich mir aber wie Ihr ein Ehrenkreuz verdienen darf, nehmt mich auf in Eueren Pathenschutz und tauft mich um zum Hellstädter Kind.“

„In Mühlenwasser etwa?“ brummte der Gänsehirt mit einem hämischen Blick und kehrte seinen Besuchern den Rücken.

Heinrich war roth geworden. „Ein grober Gesell,“ sagte er verdießlich im Weitergehen.

„Ein grober Gesell allerdings,“ versetzte Stephan ernst; „zäh im Hassen und Lieben wie alle Bauern. Eben darum aber Einer, der da weiß, was es heißt, eine Heimath haben. Er war der Einzige von uns, der freiwillig gegen die Franzosen gefochten hat und zwar zu einer Zeit, wo unsere Landsleute noch in der Franzosen Reihen standen. Wie er sich gehalten, davon trägt er sein Kreuz nicht blos auf der Brust. Als aber das Vaterland erlöst war, zog es den Freiwilligen heim. Der Deutsche ist von Natur nicht Soldat, nicht aus Lust, um Ruhm und Glanz; kein Landsknecht mehr, kein Prätorianer oder Janitschar. Er kämpft für seine Art und für seinen Heerd; er will einen engen Kreis haben, vom weiteren beschützt und ihn wiederum schützend; einen Grundstein, der unmittelbar nur wenige Steine berührt, aber mittelbar, das ganze Gebäude stützt.“

Heinrich fühlte das Absichtliche dieser Rede heraus und mochte es ihm einen kleinen Kampf kosten, nicht verstimmt durch dieselbe zu werden. Er hob daher ablenkend nach einer Pause an: „Sage man noch, daß die Originale in unserer Zeit auf die Neige gehen.

Auf meinen heimischen Winkel will ich weisen, auf Pathe Klaus und Vetter Stephan, wenn —"

„Schlimm genug," unterbrach ihn Stephan Hellstädt, „schlimm genug, wenn die vernünftigen Menschen in Deiner Zeit und Welt, junger Mann, Originale, das heißt in Deinem Sinne, doch wohl Curiositäten geworden sein sollten. Ich für mein Theil zum Wenigsten beanspruche nicht mehr und nicht minder, als ein vernünftiger Mensch zu sein, will sagen, Einer, der das Nächstliegende begreift, angreift und durchführt so gut er es vermag. Und aus diesem Grunde, um auf die Erörterung zurückzukommen, in der uns Pathe Klaus unterbrochen hat, — lediglich aus diesem vernünftigen Grunde, habe ich den Magister an den Nagel gehängt, den ein Anderer eben so gut, besser als ich vertreten konnte und habe von vorne angefangen als ein Bauer und Wirth, deren das Nächstliegende, das Erbe und Treugut meiner Väter, deren meine Heimath bedurften."

„Und sollte die Liebe zur guten Muhme Margarethe nicht auch ein Wörtchen bei dem Entschlusse mitgesprochen haben?" fragte Heinrich.

„Die Liebe, wie Ihr sie versteht, junges Volk das heißt die Liebeslust, ganz und gar nicht," ant-

wortete Stephan Hellstädt. „Hätte er nach der Liebeslust fragen wollen, so würde der blutarme Student der Theologie nicht so bald mit dem hübschen Hauptmannstöchterchen fertig geworden sein, das ihm mit seinen gelben Löckchen und rosigen Fingernägeln den Sinn gar verlockend umgaukelt hat, und das, beiläufig, die Mutter Deines Kameraden Stern geworden ist.“

„Conrad's Mutter! die arme unglückliche Frau von Stern?“ rief Heinrich betroffen.

„Daß sie unglücklich, und was überhaupt weiter aus ihr geworden,“ versetzte Stephan, „davon habe ich gestern das erste Mal durch ihren Sohn gehört. Für die flatterige Lieutenantswirthschaft war ein übler Ausgang zu berechnen. Eine Heirath mit dem verschuldeten Junker vom Unterhof würde kaum ein besseres Facit geliefert haben. Ihr Sohn jedoch scheint eine tüchtige Natur; Pathe Klaus versichert's, der sich noch niemals in einem braven Menschen getäuscht hat.“

„Er täuscht sich hier am wenigsten, Oheim,“ fiel Heinrich mit Wärme ein.

„Das freut mich, Vetter; es freut mich um so mehr, da, ich gestehe es gern, da Dein Freund dem Bilde recht ähnlich sieht, das ich mir von einem Eidam

im neuen Hause ausgemalt hatte. „Indessen," setzte er lachend hinzu, „indessen auch als Vetter soll er mir herzlich willkommen sein. Um aber das Kapitel von der guten Muhme Grete abzuschließen, so will ich Dir nur noch sagen, daß ich keineswegs der Bäuerin zu Liebe ein Bauer geworden bin, sondern lediglich dem Bauern zuliebe der Mann einer Bäuerin, die mit gutem Herzen und gutem Kopf den studentischen Junker ein saures Stück Arbeit bewältigen lehrte und half. Denn ein saueres Stück Arbeit, Vetter, ja, das war's; wenn auch ein gesegnetes schließlich, wie es Gott gewaltet."

Sie waren während dieser Rede auf der erhöhten Gränze des Weichbildes hingegangen, wo eine junge Kiefernschonung den Uebergang zu der meilenweit ununterbrochenen Hochebene bildete. „Als ich ein Knabe war," fuhr Stephan Hellstädt fort, „standen stämmige Eichen auf diesem Grund. Ein Windbruch fällte sie. Ich brachte das Gemeindestück in meine Hand, nachdem es fast ein halbes Jahrhundert im Wüsten gelegen hatte; nur langsam und mühsam konnte die kümmerlichste Pflanzung auf ihm gedeihen; Deine Enkel aber, Heinrich, werden, so Gott will, wieder Eichen auf diesem Grunde wachsen sehen. Und so

achtete ich es als guten Gewinn eines langen arbeitsamen Lebens, daß ich das Vätererbe, als windbrüchiger, entwässerter, kahler Boden meiner Treue anvertraut, in eine Schonung umgewandelt habe, die Deinen Nachfahren, Heinrich, ein schützender Forst zu werden verheißt."

Der junge Mann war tief ergriffen. Er drückte seinem Verwandten die Hände und erwiderte nichts als: „Ich danke Dir." Sie standen dem Gutshofe nahe, Stephan schritt auf denselben zu. „Eines noch, Oheim," sagte Heinrich nach kurzem Kampfe, indem er stehen blieb. „Ich kam in die Heimath mit bänglichen Bedenken, über die ich Aufklärung durch Dich erwartete. Ich sehe den Segen der treuen Verwaltung des Oberhofs. Wie aber steht es mit dem Antheil des — Herrn vom Oberhof an diesem Segen?"

„Hellstädt ist Majorat, daher unbelastet; das Uebrige nicht meine Sache, Heinrich," versetzte Stephan.

„Ich fragte nicht um meinetwillen, meiner Schwester Zukunft lag mir am Herzen, Oheim."

„Deine Mutter hatte Vermögen; sie ist eine verständige Frau und wird gesorgt haben." Er konnte oder wollte nicht mehr sagen; auch Heinrich schwieg, bis das Hofthor erreicht war. Hier überholte sie ein

Reiterpaar, das in raschem Trab nach der Dorfstraße abbog. Die Oelgräfin und ihr großhändlerischer Verehrer, heute nicht mit einer Anwandlung menschlicher Schwäche, sondern siegesstolz wie es einem Löwen ziemt. Er schwenkte die Reitgerte gegen das Vetternpaar und jagte der Dame nach, die ohne Gruß, aber mit jachem Erröthen vorübersprengte. „Eine kleine Lection für meine Unpünktlichkeit,“ sagte Heinrich lachend, „ich hatte versprochen von der Partie zu sein.“ Er wollte nur der Schwester und Charitas im neuen Hause guten Tag wünschen und dann zur Abbitte der Schönen folgen, hatte aber die Halle noch nicht erreicht, als Vetter Stephan plötzlich wieder hinter ihm stand.

„Apropos, Heinrich,“ sagte er, „eine Neuigkeit, die einen bedeutenden Umschlag in Hellstädt zur Folge haben wird: der Müller Rose steht am Ruin.“

„Rose, Libertens Vater, unmöglich!“ rief Heinrich betroffen.

„Nicht nur möglich, sondern gewiß. Pathe Klaus prophezeiht es schon seit mehreren Tagen. Seit dieser Nacht habe ich Beweise. Eine überspannte Spekulation scheint dem Faß den Boden ausgeschlagen zu haben.“

Stephan ging in den Hof zurück, Heinrich schlug in Sturmschritt den Weg nach der Mühle ein. Das Reiterpaar konnte ihm nur wenige Minuten zuvorgekommen sein.

Im Fabrikhofe herrschte die gewohnte Geschäftigkeit; Niemand schien das drohende Unheil zu ahnen. Herr von Speck hatte das Haus noch nicht betreten; er war einem reitenden Boten begegnet, der aus dem städtischen Büreau der Nachbarstadt Depeschen und Briefe für ihn brachte; er durchflog dieselben im Gehen, indem er sich dem Garten zuwendete. Heinrich hätte ihm folgen, ihn befragen mögen; doch machte seine Nebenbuhlerschaft diesen Schritt ihm mißlich. So ging er in's Haus und unangemeldet in das Zimmer, wo er gestern so froh gewesen war.

Liberte stand noch im Reitanzug am Fenster, sie sah nachdenklich und blässer aus als gewöhnlich. Wie sie ihn gewahr wurde, sank ihre Farbe noch tiefer, nicht aber bekundeten ihre Züge eine Erschütterung, die der Fall ihres Hauses bewirken mußte, wenn sie denselben kannte. Heinrich stand verzagt; was sollte, was durfte er sagen? Sie schien einen ähnlichen Kampf zu kämpfen; doch war sie die Erste, sich zu fassen.

„Wann sahen Sie Ihren Vater zuletzt, Herr von Hellstädt?“ fragte sie hastig und leise.

„Am vorgestrigen Abend, in der Stunde meiner Abreise,“ antwortete er.

„Und wie fanden Sie ihn?“

„Wohl wie immer; nur vielleicht nicht ganz so heiter. Aber was bedeutet diese Frage, Liberte? Was wissen Sie? Ich beschwöre Sie die Wahrheit!“

„Sie darf Ihnen nicht vorenthalten werden, vielleicht daß sich vorbeugen läßt. Ihr Vater soll von einer finanziellen Krise bedroht sein.“

„Mein Vater,“ fuhr Heinrich auf. „Wer sagt das, Liberte?“

„Mein Vater!“ antwortete sie bestimmt, wenngleich von dem Accent seines Aufrufs sichtlich betroffen. „Er erhielt die Nachricht gestern aus der Residenz und theilte sie mir vor seiner Abreise mit, um — —“

„Um Sie zu warnen?“

„Gleichviel warum. Sie sind es, den ich warne.“

„Und wo ist Ihr Vater, Liberte?“

Der Nachdruck dieser Frage durchzuckte sie. Sie blickte einen Moment forschend in sein Gesicht, sie zitterte und wurde schattenweiß. Die Antwort blieb

sie schuldig, denn Herr von Speck trat im nämlichen Augenblicke in das Zimmer.

Liberte krampfte die Hände zusammen, nach einem tiefen Athemzug ging sie ihrem Gaste lächelnd entgegen und fragte, ob er Lust habe, das besprochene Quatremain mit ihr einzuüben? Herr von Speck entschuldigte sich jedoch mit Geschäftsnachrichten, die ihn eilig nach Hause zurückriefen.

Heinrich war zu erregt, um die Wirkung dieses Ablehnens auf seine Freundin zu beachten. Er flüsterte ihr nur noch die Bitte um Schweigen gegen seine Schwester zu, dann stürzte er fort. Rose bankerott, sein Vater bankerott! welches war wahr? oder beides? eines mit dem anderen? durch das andere? Er beschloß unverweilt nach der Residenz zurückzureisen.

Als er aus dem Hofthor trat, sah er Theresen die Dorfstraße herankommen. Ehe sie ihn bemerken konnte, bog er ein und nahm den Seitenweg durch die Gärten. Athemlos langte er im neuen Hause an, fragte Stephan, ob er Libertens Nachricht für möglich, für wahrscheinlich halte und erhielt als Antwort ein einfaches Ja.

Indessen rieth sein Verwandter zum Aufschub der Reise, bis jener persönlich bei einem städtischen Ge=

schäftsfreund, der auch mit Heinrichs Vater in Verbindung stand, Aufklärung eingeholt haben werde, und ihm danach Rath und Weisung mit auf den Weg zu geben vermöge. Seiner Unerfahrung, seiner Hülflosigkeit sich bewußt, mußte Heinrich ja wohl in die Zögerung willigen; schweren Herzens stieg er, sobald Stephan fortgeritten war, die Terrassen zum Oberhof hinan.

Freund Conrad stürzte ihm mit einem Jubelruf entgegen: das Hauptmannspatent war angelangt; die von ihm vorgelegten Verwaltungs- und Erziehungspläne hatten vollständige Billigung gefunden; nach zurückgelegtem Probejahr war ihm der Directorenposten in Aussicht gestellt. Er war froh wie ein König. So hatte das Schicksal fast über Nacht die Rollen der beiden ungleichen Kameraden getauscht.

Des Freundes Sorgenbotschaft dämpfte nun freilich im Nu die freudige Wallung. Stern bestärkte Heinrich darin, noch mit dem Abendzuge zu seinem Vater zu eilen, während er selber bis zur Entscheidung zum Troste der armen Therese in Hellstädt zurückzubleiben versprach. Aber wie die Stunden bis zur Abfahrt hinbringen? Die Kindheitserinnerungen, gestern so beglückend, heute wurden sie zur Qual. Schweigend

gingen sie um die Mittagsstunde in's neue Haus; aber dem kräftigen Mahle, das Mühmchen Charitas bereitet hatte, wurde wenig Zuspruch gethan und ohne Wirkung blieb das Bemühen des lieben, sonst so schweigsamen Kindes, die Mißstimmung der Gäste durch freundliche Ermunterung zu zerstreuen.

Von Stunde zu Stunde wuchsen Spannung und unruhige Langeweile. Was nur beginnen? Nach der Mühle wollte man nicht; Vetter Stephans Erkundung mußte abgewartet, Therese bis zum Letzten geschont werden. Sie schlenderten hin und wieder. Heinrich warf sich vor, nicht unverweilt dem Zuge seines Herzens gefolgt zu sein. Wie verwandelt schien ihm seit Morgens die heitere heimathliche Aue; wie gleichgültig jedes gestern so froh erkannte Gesicht! Es ließ ihn nirgend weilen, selber nicht bei dem von gleichem Kampfe bedrohten, jüngst noch so strahlenden Bilde Libertens.

Seine ganze Seele war bei dem alten Manne, dessen Liebe sein Leben schön gemacht hatte bis heute.

Sie nahmen endlich den Weg nach der Höhe, von welcher sie gestern den ersten Blick auf die hellstädter Flur gethan hatten. Von hier konnte der heimkehrende Vetter am ersten wahrgenommen werden. Die Sonne war im Neigen, im Süden thürmte sich ein Wetter;

noch aber saß der Gänsehirt ruhig auf seiner Schwelle und überließ es dem gelben Teckel, seine Heerde zum Heimzug zusammenzutreiben. Auch Pathe Klaus schien irgendwen, oder irgend was zu erwarten. „Ob er uns Auskunft geben könnte?“ sagte Heinrich und sie gingen auf die Mühle zu.

Noch aber hatten sie dieselbe nicht erreicht, als ein einspänniges Fuhrwerk, langsam von der Stadtseite kommend, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In solchen Stunden der Spannung erscheint der geringfügigste Wechsel verhängnißvoll.

„Es sitzt eine Dame drin,“ sagte Stern.

„Meine Mutter!“ rief Heinrich und flog den Abhang hinunter.

Frau von Hellstädt bemerkte ihn; sie ließ halten und stieg aus. Der Sohn umarmte sie zum ersten Male so weit seine Erinnerung reichte.

„Du bist aufgeregt, Heinrich,“ sagte Frau von Hellstädt. „So weißt Du bereits, welche Neuigkeit mich so plötzlich hierher getrieben hat?“

„Mutter!“ rief Heinrich mit stockendem Athem, „um's Himmelswillen, was ist's?“

„Rose ist bankerott!“ flüsterte die Mutter nach einem vorsichtigen Blick in die Runde.

„Nur Rose?“ fragte Heinrich erleichtert.

„Nur Rose? Erwartest Du noch mehr?“ versetzte die Dame. „Doch Gottlob, daß Du so fragst, so bist Du noch frei und ich komme nicht zu spät.“

„Aber der Vater, Mutter! Ist der Vater bei dem Schlage betheiligt?“

Frau von Hellstädt stutzte; doch antwortete sie gelassen: „Dein Vater? Möglich; ich weiß es nicht.“

Sie lohnte den Kutscher ab, nahm ihre Reisetasche aus dem Wagen und schlug über den Hügel den näheren Fußweg nach dem Dorfe ein. Es drängte sie nach ihrer Tochter und einer Besprechung mit dem erfahrenen Vetter Stephan.

„Hastet Euch nicht, Gnädige!“ rief schon von Weitem Pathe Klaus, der sich erhoben hatte und der Gutsfrau mit größerer Zuvorkommenheit als ihrem Sohne entgegengegangen war. „Hastet Euch nicht. Euer Anspruch bleibt unbehelligt.“

„Wenn Ihr's versichert, braver Klaus, bin ich vollends beruhigt,“ versetzte die Dame, indem sie dem Alten die Hand reichte. „Schon während der langsamen Fahrt meines Güterzugs hatte ich Muße, mich zu besinnen, daß meine Besorgnisse bei der über-

raschenden Nachricht unnütz waren. Die Hypothek ist sicher und auch meine Tochter würde in Vetter Stephans Hause bei einer plötzlichen Verwirrung Anhalt gefunden haben."

Zu des Gänsehirten von Hellstädt gelegentlichen Ehrenämtern gehörte auch die Freiwerberschaft in seinem Bezirk; da aber Pathe Klaus, ob er's wohl oder übel meinte, das Herz allezeit auf der Zunge trug, hielt er auch heute nicht ängstlich hinter dem Berge, sondern rückte ohne Umstände mit einem Anschlage jüngsten Datums hervor. Er schaute sich um nach seinem guten Freunde Stern, der verlegen bei Seite getreten war und sich unbemerkt zu entfernen dachte, winkte ihn zurück und sagte: „Nichts für ungut, Gnädige, aber der richtige Schutz und Anhalt für das liebe Gotteskind, die Therese, — ich weiß, ich weiß, Gnädige, 's war nicht Eure Schuld, daß sie nicht meine Pathe ist! — der richtige Anhalt, der schleicht sich eben da hinten um meine Mühle herum. Trau'n Sie dem alten Klaus, Gnädige, der Mann verdient ein hellstädter Kind und ein Ehrenkreuz, kommt die Stunde, wird ihm, weiß Gott! nicht entgehn.

Frau von Hellstädt blickte verwundert rückwärts. Schon aber führte ihr Sohn, als Lösung des Räthsels,

den Kameraden vor und hatte die mütterliche Gleichgültigkeit gegen des Vaters Schicksal den armen Heinrich vorhin tief verletzt, so erleichterte es ihm jetzt das Herz, in den scharfprüfenden Augen seiner Mutter keine Mißbilligung wahrzunehmen, da ihr residenzliches Vis-à-vis ihr unerwartet als Gastfreund von Hellstädt gegenüber trat.

Rasches Wagenrollen von der Dorfstraße her, unterbrach die kleine Begrüßungsscene, die Pathe Klaus mit schmunzelnden Blicken und Kopfnicken begleitet hatte. „Die Mühlprinzessin!" rief er jetzt, ohne daß er sich bemühte, das Gefährt in Augenschein zu nehmen.

Heinrich eilte an den Abhangsrand. Ja, es waren Tante und Nichte, die auf dem Wege nach der Stadt von dannen flogen. Der Teckel bellte, der Bauernvogel in corpore schnatterte ihnen nach, — dahin waren sie, des Verehrers Blicken entschwunden.

Frau von Hellstädt drängte zur Eile; die Dämmerung brach herein, der Himmel umzog sich mit immer dichteren Wolken, die gute Therese mochte in tödtlichen Aengsten harren. Heinrich eilte voran, zu erfragen, ob sie sich bereits in das neue Haus ge=

flüchtet habe? Frau von Hellstädt folgte an des Hauptmanns Arm. Sobald sie erfuhr, daß ihre Tochter noch in der Mühle weile, setzte sie ohne Einkehr mit ihrem Begleiter den Weg dorthin fort, während Heinrich bei Charitas die Rückkehr ihres Vaters erwartete.

Zehntes Capitel.

Das Unwetter.

Der Tag war sommerwarm gewesen, nur einzelne Wolkenflocken hatten das von Pathe Klaus verkündete erste Gewitter des Jahres zur Nacht, oder am andern Morgen vermuthen lassen. Nun, da die Sonne gesunken war, thürmte sich's jählings von allen Seiten; Heinrich bemerkte es kaum, während er in fieberhafter Unruhe vor dem neuen Hause auf- und niederschritt.

So scheinbar plötzlich aus lachendem Himmel steigen und stürzen auch häufig in unserem menschlichen Schicksal die Wolkenberge auf und zusammen. Eben noch glänzte die Sonne; wir wandelten sorglos, ohne Rückblick, einen blauen Streifen vor uns, den wir für den ganzen Himmel hielten. Jählings weckt uns ein Donnerschlag; erschreckt schauen wir um. Es ist Nacht geworden, schwarze Schichten treiben sich

vorwärts, rückwärts, Blitze zucken von allen Seiten; der letzte helle Punkt ist verschwunden; ein hangender Wolkenkegel stürzt seine Schleusen aus. Der ungeahnte Niederschlag befremdet uns und wir bezüchtigen den Erzähler, der ihn in Worten darzustellen versucht, der Uebereilung oder Uebertreibung, wenn langevorbereitete Ereignisse am Ende unvermeidlich zusammen stoßen und Schlag auf Schlag ein zögerndes Verhängniß sich erfüllt.

Frau von Hellstädt mochte kaum das Mühlengut erreicht haben, als ein Wagen schmetternd vor dem neuen Hause hielt und Heinrich sich seinem Vater gegenüber sah.

„Ist Deine Mutter hier?“ fragte noch vom Wagen aus hastig der Baron. Erst als der Sohn in wortloser Bestürzung durch ein Neigen des Kopfes die Frage bejahte, stieg er aus und setzte erleichtert hinzu: „Gottlob! so war's kein abweisender Vorwand und ich komme nicht zu spät. Führe mich zu ihr, Heinrich. Aber nein. Erst zu Stephan. Ist er zu Haus?“

Eben sprengte er in den Hof. Während er vom Pferde stieg, traten Vater und Sohn in die Halle, in welcher Charitas bleich vor unbestimmter Sorge den sich drängenden Erscheinungen und Entscheidungen

entgegensah. Der Anblick des schönen Mädchens überraschte und erheiterte den alten Herrn.

„Mühmchen Charitas!“ rief er, indem er sie herzhaft auf beide Wangen küßte; „alle Tausend, solche Rosen pflegten meiner Zeit auf hellstädter Boden nicht zu blühn. Gratulor, gratulor amice!“ wendete er sich darauf zu dem herbeitretenden Vetter. „Meiner Treu, das nenn' ich Race!“

Vetter Stephans Stirnrunzeln deuteten an, daß er diese Bemerkungen, wenn überhaupt, so wenigstens in dieser Stunde nicht am Platze finde. Er öffnete schweigend die Thür seines eignen Zimmers, winkte der Tochter zurückzubleiben und trat mit seinen beiden Verwandten ein.

„Wir sind lange nicht bei einander gewesen, Stephan,“ so eröffnete der Baron die Unterredung, der sein Sohn mit dem gespanntesten Herzklopfen harrte; „sechszehn Jahr! Dir ist's wohl gegangen; man sieht's Dir an; Du hast Dich, bei Gott! nicht um sechs verändert. Aber von alle dem später; die Zeit drängt. Du weißt, ich merk' es schon, Du weißt, was mich so plötzlich zu Dir führt. Du weißt's?“

Stephan Hellstädt neigte stumm den Kopf.

„Um so besser; so spar' ich Worte, verdrießliche Worte," fuhr Jener fort. „Du wirst mir helfen, nicht wahr?"

„Nein!" antwortete Stephan ruhig.

„Du wirst es, Du kannst es, wie Du es schon manchmal gekonnt, gethan. Ich weiß, was Du sagen willst. Aber nur keine Moral ich bitte Dich!" — —

„Ich habe Dich niemals damit behelligt," versetzte Stephan.

„Kein Mensch hat ein Recht, mir Vorwürfe zu machen, — außer Heinrich," unterbrach ihn der Aeltere indem er hastig seinen Sohn umarmte. „Armer Junge, armer Heinz! Aber nicht wahr, Du, Du — —"

„Vater!" stammelte Heinrich verwirrt.

„Thu's um seinetwillen, Stephan, um seinetwillen," drängte der Baron. „Der Wechsel ist diesen Abend fällig."

„Der Wechsel auf Rose?" fragte Stephan.

„Rose hat ihn an einen Lederhändler abgetreten, Speck heißt er, ein Jude, wenn es einen giebt! Ich hoffte ihn noch in Hellstädt zu treffen, stieß aber auf ihn beim Kreuzen der Züge in Dingsda auf dem Perron. Der Mensch ist unerbittlich. Ein Haftbefehl kann schon telegraphisch auf dem Wege sein."

„Du denkst ziemlich spät an ein Arrangement."

„Ließ sich diese Wendung voraussehn? Ich hoffte bis zum Letzten auf eine Prolongation. Rose hat mich niemals gedrängt. Aber wozu der Worte. Schaffe Geld noch in dieser Stunde, Stephan, oder — —"

Stephan zuckte schweigend die Achseln.

„Du kannst's, Freund. Du hast Geld, hast Credit. Zehntausend Thaler, aber augenblicklich. Ich gebe Dir Sicherheit."

„Mit was?" fragte Stephan höhnisch.

„Mit was Du willst, mit — —"

„Mit den auf Jahre im Voraus bezogenen Pachtgeldern etwa? Mit dem verpfändeten Inventar," entgegnete Stephan und setzte darauf, zu Heinrich gewendet, hinzu: „Es ist nicht meine Schuld, junger Mann, wenn die Auskunft, die ich Dir heute Morgen verweigerte, Dir jetzt so grausam aufgedrungen wird."

Heinrich stand vernichtet; der Vater hatte einen Gang durch das Zimmer gemacht.

„Ich gebe Dir Hypothek auf den Oberhof," sagte er darauf.

„Mit welchem Rechte?" fragte Stephan.

„Heinrich willigt ein, nicht wahr, Heinrich, Du

thust's? Er ist majorenn ist der einzige Lehnsverwandte — —"

„Nicht der einzige," unterbrach ihn Stephan. „Noch lebe ich und ich verweigere die Belastung, wie ich sie schon mehrmals verweigert habe. Hellstädt ist Majorat. Ich habe keine Recht über fremdes Eigenthüm zu verfügen."

„Pedant!" murmelte der Baron. Stephan fuhr fort:

„Mit welcher Stirn sollte ich Deinen übrigen Gläubigern ein gleiches Ansinnen verweigern, nachdem ich selber mich sicher gestellt?"

„Das gehört nicht zur Sache. Hilf mir heute —"

„Um morgen das nämliche Spiel von Neuem anzufangen? Nimmermehr!"

„Sei vernünftig, Vetter, sei barmherzig, der Augenblick drängt — —"

„Ganz ähnliche Argumente hat mir in dieser Nacht der Müller Rose vorgetragen, ich wies sie ab."

„Er ist ein Fremder! Aber ich, Dein Blut! Willst Du einen Hellstädt in den Schuldthurm führen sehen? Noch haben wir ja dieses nichtswürdige Gesetz. Oder weißt Du einen anderen Ausweg?"

„Ich weiß keinen."

„Keinen? Und Du sagst nein?“

„Schaffe die Summe, Oheim,“ flehte Heinrich mit bebender Stimme. „Ich bürge Dir mit meinem Wort, mit meinem Ehrenwort — —“

„Wofür, junger Mann?“ fragte Stephan schneidend.

„Daß sie Dir, lebe ich, nicht verloren sein soll.“

„Du weißt nicht, was Du sprichst, oder Du hast mich bis jetzt nicht verstanden,“ fiel Jener ein. „So wiederhole ich denn —“

„Keine Erörterungen jetzt, ich beschwöre Dich, Stephan,“ unterbrach ihn der Baron. „Ich habe nur wenige Viertelstunden — —“

„Und ich brauche nur wenige Minuten und spreche nicht zu Dir, sondern zu Deinem Sohn,“ versetzte Stephan mit Ruhe. „Dein Vater, wisse es also, Heinrich, Dein Vater hat Schulden, weit mehr Schulden als die Einkünfte beider Güter in einem Jahrzehend decken würden. Auf den nächsten Termin der Pachtgelder des Oberhofs ist Beschlag gelegt; ein neuer Pächter noch nicht gefunden. Das Inventarium, so weit es Deinem Vater gehört, ist verpfändet bis auf die letzte Kuh, den letzten Pflug. Eine Belastung der Grundstücke verweigere ich unwiderruflich. Kannst Du da eine Ausflucht finden, junger Mann?“

„Keine als durch Deine Großmuth, Oheim,“ sagte Heinrich, seine Hand ergreifend.

„Ich bin kein reicher Mann,“ versetzte Stephan weicher als bisher. „Was neben den Pachtgeldern erübrigt werden konnte, ist auf Herstellung des Oberhofs verwendet worden. Die sparsamen Ueberschüsse des Unterhofs sind das Erbtheil meiner Tochter. Soll ich mein einziges Kind berauben, um einen —“

„Ich habe den Ausweg, Stephan!“ rief der Baron, der während jener harten Anklage mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen war. „Ich verkaufe Dir den Oberhof!“

„Um mit dem Kaufschilling Deine Schulden zu bezahlen, oder auch nicht zu bezahlen und nach meinem Tode das Majorat an Dich, oder Deinen Sohn zurückfallen zu sehn,“ entgegnete Stephan mit Hohn.

„Seit wann hast Du das Recht, mich für einen Schurken zu halten,“ brauste der alte Baron auf. „Du stellst Deinen eigenen Preis, allodificirst das Gut, übernimmst meine Schulden, zahlst mir den Ueberrest heraus und uns Allen ist geholfen.“

„Und was sagt Dein Sohn zu diesem väterlichen Vorschlag?“ fragte Hellstädt, seinen jungen Verwandten mit scharfem Blick fixirend.

Heinrich senkte den Kopf und sagte leise: „Ich willige in Alles, was meinen Vater retten kann."

„Auch in die Veräußerung eines Besitzes, der niemals frei Dein eigen, der nur Deiner Treue anvertraut sein wird, Heinrich?"

„Ich sehe keine Wahl; ich bin der Letzte, der Jüngste, ich willige ein."

„Gottlob denn, daß ich noch lebe, und diesen Treubruch hindern kann!" rief Stephan Hellstädt aus. „Deine Söhne, Heinrich, sollen mich eines Tages nicht anklagen, wenn sie als Bettler oder Glücksritter das Erbe ihrer Väter von einer fremden Hand zur anderen gehen sehn."

„Noch habe ich für Nachkommen keine Verantwortung," versetzte Heinrich gezwungen lächelnd. „Ich bin allein und des Glaubens, daß auch ohne befestigten Sitz ein Hellstädt nicht ein Bettler, oder Glücksritter zu werden braucht."

„Mag es sein," erwiderte Stephan. „Aber ich habe kein Recht, einen Hellstädt dieser Chance auszusetzen."

„Was Du Deinem Standesbegriffe abzwingst, Oheim, kommt Deinem Vatersinne zu Gute Deine Tochter — —"

„Meine Tochter," so schnitt Stephan ihm die Rede ab, „meine Tochter soll nur rechtlich erworbenes Gut von ihrem Vater erben. Kein Wort weiter, Heinrich. Ich kaufe den Oberhof nicht und willige nun und nimmer in eine Veräußerung, oder Entwerthung durch irgend welche Last."

„Grausamer Pedant!" schrie der Baron, aus dem Zimmer stürzend. „Noch eine Hoffnung, die äußerste: zu Deiner Mutter, Heinrich."

In der Halle stand, Charitas mit Thränen in den Augen. Sie hatte die letzten Worte ihres Verwandten gehört, drückte dem an ihr vorübereilenden Heinrich die Hand und ging dann rasch entschlossen in ihres Vaters Zimmer.

Ein Chaos wirbelte in des jungen Mannes Hirn. Er dachte nicht daran, was hier recht, was unrecht; er fühlte nur, daß Hülfe Noth sei, schleunige Hülfe, Hülfe um jeden Preis. Er war aufgeregter als der alte Herr, der an kritische Lagen gewöhnt auch jetzt, da er noch nicht den letzten Ausschlupf abgeschnitten sah, einen Funken seines gewohnten Humors sich regen fühlte. „O, über diese vernünftigen Thoren!" rief er aus, als er neben dem Sohne den Weg zum Mühlengute einschlug. „Du hast Ursach, scheel auf mich zu

sehen, armer Heinz, armer Heinz! Aber um Alles in der Welt, werde mir kein Philosoph wie dieser Stephan ist. Was hat man vom Leben, wenn man nicht angenehm lebt? Und sie vergällen sich die kurze Spanne mit ihrer leidigen, überschwänglichen Moral. Um der Enkel willen, — ich gönne sie Dir, Heinz, und mögest Du Freude an ihnen erleben bis zu Deinem Ende wie ich an Dir! — aber noch sind sie ja nicht da; — um der Enkel willen, die noch nicht da sind, läßt er einen alten Mann, der morgen in die Grube sinken kann, in den Schuldthurm werfen und brüstet sich: es geschieht ihm recht! Pfui über die Philister, pfui über die philosophischen Narren, mit ihrem ewigen, Du sollst und mußt!"

Das Gewitter hing dunkel über ihren Häuptern; rings am Horizont zuckten die Blitze, noch aber war die Luft still und schwül. Dem alten Herrn, an seinen lässigen Promenadenschritt gewöhnt, tropfte die Stirn, sei's von der raschen Bewegung, sei's von heimlicher Angst. Dennoch überbot des Sohnes Qual seine eigne. Je näher sie dem Mühlengute kamen, desto stärker klopfte sein Herz, desto schärfer tauchten die herben Züge der Mutter vor ihm auf, desto schneidender hörte er das eisige „Nein!" in seinen Ohren wieder=

klingen, das ihm vor wenig Tagen die erste kleine Bitte verweigert hatte.

Auf dem Hofe standen Arbeiter, Diener und Nachbarn in lebhaften Gruppen beieinander. Ein dumpfes Gerücht von des reichen Müllers Fall hatte sich im Dorfe verbreitet, zuerst als Herr von Speck am Morgen sich auffällig schnöde von der Familie verabschiedete, dann immer deutlicher, immer lauter, als auf ein eintreffendes Telegramm, die Geheimräthin pupurroth, ihre Nichte leichenbleich und zitternd das Gut verließen. Zweifel, Bestürzung, Schadenfreude, ja Wuth standen auf den Gesichtern geschrieben. Mancher Fluch wurde geknirscht, manche Hand war geballt.

Heinrich bat den Vater, einen Augenblick am Fuße der Treppe zu ruhn, während er die Mutter auf seine Ankunft vorbereite. Mit fliegender Hand öffnete er die Thür des Familienzimmers und ach! wie herzensfreudig würde er zu anderer Stunde auf das Bild geblickt haben, dem er plötzlich gegenüber trat.

Im Fensterbogen stand die Mutter mit einem Lächeln voll Heiterkeit und Glück, wie er es noch nicht auf ihrem Angesicht gekannt hatte; Stern und Therese beugten sich selig strahlenden Auges auf ihre Hände. „Bruder!“ riefen Beide aus einem Munde,

indem sie ihm entgegeneilten. „Bruder!“ wiederholte der Freund und stürzte unter Thränen in seine Arme. Frau von Hellstädt aber sagte mit freundlichem Scherz:

„Heute wirst Du mit mir zufrieden sein, mein Sohn. Ich habe ausgeführt was Du eingefädelt hast; gebe es Gott, zu ihrer beider Glück. Aber nun eilt, Kinder. Das Gewitter droht loszubrechen.“

Heinrich rang vergebens nach einem Wort. Stumm drückte er der Mutter Hand an sein Herz.

„Was ist Dir, Heinrich?“ fragte Frau von Hellstädt betroffen. „Du blickst verstört, Du bist überwältigt, aber nicht vor Freude.“

„Vor Qual, Mutter, vor Angst und Qual,“ preßte Heinrich hervor. „Der Vater — —“

„O, Gott, Dein Vater!“ unterbrach ihn Stern, von Zweifeln beklemmt, die sein junges Glück bedrohten.

„Er ist hier, Mutter, hier um Dich zu sprechen,“ sagte Heinrich.

„Hier, um mich zu sprechen?“ wiederholte sie. Dann, nach einem Moment des Besinnens, setzte sie hinzu: „So gehen wir zu ihm, Kinder. Mag er selber Ihre Zweifel widerlegen, lieber Stern Kommt!“

In diesem Augenblicke öffnete der Baron die Thür. „Sei milde, Mutter!" flüsterte Heinrich, ehe die Thür sich schloß.

Herr von Hellstädt schritt mit unbefangener Artigkeit auf seine Gattin zu; nur sie selbst und der Sohn bemerkten, daß seine Schritte strauchelten und seine Lippen bebten. Er küßte ihre Hand und sagte lächelnd: „Du hast mich Dir nachgezogen, liebe Marianne. Ich hoffte im Eiltrain, Dich schon auf dem Wege zu überholen, fand in der Stadt aber Aufenthalt."

In Frau von Hellstädt's Zügen kämpfte der Widerspruch der jüngsten weichen Stimmung mit einem schneidenden Hohn. Doch drängte sie die Bitterkeit, die auf ihren Lippen schwebte zurück und sagte gehalten: „Wenn meine Besorgnisse bei der unerwarteten Kunde der Rose'schen Katastrophe sich vor einer ruhigen Prüfung als müßig erwiesen, so bin ich in anderer Weise doch zu einem frohen Abschluß rechtzeitig hier eingetroffen. Ich habe unseres Sohnes Freunde, dem Hauptmann von Stern, Theresens Hand zugesagt, in der Voraussetzung, daß ihr Vater keinen Einwand gegen ihre Wahl erheben würde."

„Mein lieber Vater!" flüsterte Therese, sich über seine Hand beugend.

„Herr Baron!“ stammelte Stern, der seinen künftigen Schwiegervater zum ersten Male mit Augen sah, wie denn auch der alte Herr keine Sterbensahnung von der Existens dieses plötzlichen Eidams gehabt hatte.

„Die Besonnenheit und mütterliche Sorgfalt meiner theueren Marianne bürgen mir für die Trefflichkeit ihrer Wahl,“ sagte er so freundlich nnd eilfertig als möglich. „Seid meiner aufrichtigen Zustimmung versichert, lieben Kinder. Gott behüte Dich, Therese, und auch Sie lieber — Stern heißen Sie, nicht so?“

Er umarmte die Eine und den Anderen, das verächtliche Zucken seiner Gattin bemerkte, oder beachtete er nicht. — „Sie sehen, daß ich Ihnen die väterliche Gefälligkeit kaum genug gerühmt habe,“ sagte diese zu dem Hauptmann gewendet. Nach einer kleinen Pause jedoch setzte sie mit herzlichem Ernste hinzu: „Ich aber wiederhole Ihnen lieber Stern, daß mir für meine Tochter der höchste Anspruch und der theuerste Wunsch erfüllt sind, indem ich sie dem Schutze eines Mannes übergebe, der stark und lauter aus einem chw eren Lebenskampfe hervorgegangen ist.“

Eine bänglich feierliche Stille folgte diesen Worten; Frau von Hellstädt unterbrach sie, mit der erneuten Mahnung, nach Vetter Stephans Hause aufzubrechen. Ihr Gemahl durfte nicht zögern. „Einen Augenblick noch, theure Marianne,“ sagte er nach einem tiefen Athemzug, „die drängendste Nothwendigkeit — —“

Ein gewaltiger Donnerschlag unterbrach seine Rede. Jetzt riß ein Windstoß das Fenster auf und mit schrillem Pfiff drang ein eisiger Luftstrom in das Zimmer. Frau von Hellstädt blickte sich am Himmel um, schloß das Fenster und sprach: „Wir müssen das Gewitter abwarten. Zünde dort das Licht auf der Konsole an, Therese. Setzen wir uns.“

Sie nahm Platz auf dem Sopha, zog gelassen ihr Strickzeug aus dem Reisebeutel und begann mit gewohntem Fleiß die Hände zu regen. Ihr Gemahl war während dessen unruhig im Zimmer auf- und abgeschritten. Nun setzte er sich an ihre Seite und sagte, indem er vergebens ihre Hand zu erfassen suchte: „Höre mich an, liebe Marianne.“ —

„Ich höre,“ versetzte sie.

„Ich suche Hülfe bei Dir, dringende Hülfe. Sei großmüthig, wie Du schon mehr als einmal großmüthig gegen mich gewesen bist.“

Herr von Stern wollte sich nach dieser Einleitung aus dem Zimmer entfernen. Die Mutter rief ihn zurück. „Bleiben Sie, Stern. Sie gehören zu uns; wir werden fortan keine Geheimnisse vor einander haben.“

So drückte sich denn der gute Hauptmann in die dunkelste Zimmerecke; Therese, in ängstlicher Ahnung, schmiegte sich dicht an seine Seite. Heinrich, bleich wie ein Schatten, näherte sich der Mutter und faßte bittend nach ihrer Hand. Der Baron hob zum dritten Male an: „Rose's Fall hat auch mich in unvorhergesehene Verlegenheiten gestürzt. Ich brauche Geld; heute noch in dieser Stunde, — oder ich bin verloren.“

Die Baronin sah mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit vor sich nieder, Heinrich fühlte seine letzte, schwache Hoffnung schwinden.

„Du hast ein Capital auf den Rose'schen Grundstücken stehen,“ fuhr der Baron hastig fort; „Marianne, Du mußt es mir überlassen.“

„Sprechen Sie im Ernst, Hellstädt?“ fragte seine Gattin eiseskalt.

„In der bittersten Verzweiflung der Seele. Es ist mein letzter Schritt. Glaube es mir, Marianne,

wär's nicht der letzte, ich hätte das Opfer Dir nicht zugemuthet. Löse ich den Wechsel nicht in dieser Nacht, bin ich morgen ein Gefangener."

Ein Schrei entrang sich Theresens Brust, Heinrich wand die Hände; die Mutter zuckte schweigend die Achseln.

„Sei barmherzig Marianne," flehte der Baron. „Tritt das Dokument an Stephan ab, er zahlt die Summe und ich bin gerettet."

„Das Kapital gehört nicht mir, Sie wissen es, Hellstädt," versetzte die Baronin ruhig.

„Es gehört Dir, Marianne!"

„Es ist das Heirathsgut meiner Tochter, ihr erst in dieser Stunde von mir zugesagt. Mir ist zu diesem Zwecke das alleinige Verfügungsrecht von Ihnen zugestanden; nicht etwa durch ein Versprechen, das sich allenfalls widerrufen ließe, sondern durch ein gerichtlich bindendes Dokument."

„Ich bürge Dir und Theresen für die gewissenhafteste Rückerstattung."

„Mit was bürgen Sie?"

„Mit dem gesammten Werthe von Hellstädt."

„Ihr Vetter Stephan möge Ihrer Tochter den

Werth dieser Bürgschaft auseinandersetzen. Mir ersparen Sie die Mühe."

„Heinrich wird und kann — —"

„Heinrich kann so wenig als Sie selbst Ihre Gläubiger befriedigen. Die jüngste Forderung würde die letzte sein, die einen Anspruch erwirkte. Sagen Sie kein Wort weiter, Hellstädt, ich willige nun und nimmer in Ihr Gesuch."

„Lieber in meine Schmach und Haft, Marianne?"

„Ich habe sie nicht verschuldet und weiß sie nicht zu hindern.

„Marianne!" flehte der Baron.

„Mutter!" flehte Heinrich.

„Mutter!" flehte auch Therese, die aus ihrer Ecke vorgeschlichen kam. „Hilf ihm, hilf ihm, Mutter!"

„Um den Preis Deines Glücks, Therese?"

„Wir werden warten, liebe Mutter, nicht wahr, Conrad, wir warten."

„Hellstädt!" murmelte die Baronin, mit tödtlicher Ironie. „Hellstädt, beneidenswerther alter Mann! Das Kind, nach dem er niemals gefragt, opfert ihm ohne Bedenken das erste, das einzige Glück ihres Lebens, den Nothpfennig, den die Mutter, Gott weiß unter welchen Kämpfen, ihr gerettet hat. Aber gleich-

viel! dankt mir's, oder dankt mir's nicht, ich beharre in meiner Pflicht."

„Grausames Weib!" knirschte der Baron und stürzte nach der Thür. Die Kinder eilten ihm nach; sie umschlangen ihn und hielten ihn fest. Seine Gattin saß unbeweglich. Auf der Schwelle kehrte er um; er konnte die letztmögliche Hülfe noch nicht fallen lassen. „Marianne!" rief er, „die Unehre träfe auch sie, unsere Kinder — —"

Frau von Hellstädt seufzte, aber sie rührte sich nicht.

„Treibe mich nicht zum Aeußersten, Marianne. Es ist eine schwere Verantwortung um ein Menschenleben!"

Die Kinder schrien auf, indem sie die Mutter umklammerten; sie lachte nur, ja sie lachte.

„Es ist nicht die erste feige Drohung, der ich Trotz geboten habe," sagte sie. „Das Leben schmeckt süß selbst auf der Bodenneige und finstere Entschlüsse führt keiner auf der Zungenspitze."

„Entsetzlich!" rief Heinrich, ihre Hand von sich schleudernd; auch Therese riß sich von ihr los, um schaudernd das Gesicht an ihres Verlobten Brust zu bergen. Der Baron zögerte noch immer. Frau von Hellstädt erhob sich.

„Es scheint, hier bin ich die Gerichtete,“ sagte sie. „So sei es denn; ich verantworte mich. Höret es, meine Kinder, was ich bis heute verschwiegen habe; hören Sie es Stern, bevor Sie unauflöslich der Unsere werden; hören Sie noch einmal, zum letztenmale, Hellstädt, die Erfahrungen, unter welchen eine Mutter selber die Liebe ihrer Kinder ihrem Gewissen opfern mußte.“

Sie hielt einen Augenblick inne; es lag ein Ueberwältigendes in der eisernen Beherrschung der sich emporringenden Laute, in der Marmorkälte der Züge. Selber ihr Gatte wagte in diesen äußersten Minuten keinen Widerspruch; die Kinder standen athemlos an ihrem Platze wie eingewurzelt. Frau von Hellstädt hob an:

„Ich war jung und vertrauend wie Du, Therese; ich war unabhängig und reich; arglos legte ich mein mütterliches Erbtheil in die Hände des Mannes, dem ich liebend angehörte. Eines Tages ward ich inne, daß es vergeudet war. Die Vorgänge, welche allmälig mein Mißtrauen weckten: der häufige Mangel des Unentbehrlichen bei der Fülle des Ueberflüssigen, die Nothbehelfe und Kunstgriffe der Deckung, die Scene, welche den letzten Schleier riß, übergehe ich, wenn

schon erst sie der Thatsache ihren Stempel geben würden. Genug, daß der Bruch der äußeren Gemeinschaft unvermeidlich wurde, nachdem das Vertrauen des Herzens gebrochen war. Dieser Bruch, Heinrich, kostete Dich eine Mutter, welche Du niemals vermißtest; er kostete meiner Tochter einen Vater, dessen heitere Nachsicht sie immer entbehrte, denn ihre Mutter hatte Weibesliebe gegen männliche Pflichten eingetauscht. Ein treuer Verwandter behütete das Familienerbe des Sohnes; eine bescheidene väterliche Hinterlassenschaft meiner Tochter zu schützen, wurde meine Aufgabe, unter Kämpfen, für welche die eigene Wohlfahrt mir nicht der Mühe werth gedäucht haben würde. Ein mäßiges, mir aus den Einkünften von Hellstädt stipulirtes Jahrgeld habe ich niemals freiwillig erhalten und bald genug aufgegeben. So erzog ich denn meine Tochter nicht nach den Ansprüchen ihres Standes, nicht einmal nach den Möglichkeiten der Gegenwart, aber gemäß den Entsagungen, welche ihre Zukunft voraussehen ließ. Sie war keine Natur, um ohne Stütze den Kampf mit dem Leben aufzunehmen; sie sollte durch Gewöhnung in hartem Boden Wurzel geschlagen haben, wenn eines Tages die Hand

der Mutter nicht mehr zur Abwehr für sie gerüstet war; ich opferte die Freuden ihrer Jugend, — sie arbeitete um Lohn, um den Werth des Eigenthums, nicht blos als eines Mittels zum Genusse kennen zu lernen. Ging ich zu weit in trotziger Sorge, so möge sie und möge Gott es mir vergeben. Sie aber, Hellstädt, habe ich über die nacktesten Thatsachen hinaus eine Sylbe zu viel behauptet, so widerlegen Sie es hier, hier vor unseren Kindern, deren Andenken uns eines Tages gerechter richten wird als heute. Und nun, in der nämlichen Stunde, wo ich beruhigt für's Leben, das Schicksal meines vaterlosen Kindes in die Hände eines braven Mannes gelegt hatte, in der nämlichen Stunde fordert man von mir, den bescheidenen Heerd der Zukunft einer Vergangenheit aufzuopfern, welche zwanzig Jahre herbsten Elends für mich in sich schließt. Wenn Sie ein Gewissen haben, Hellstädt, wenn Sie ein Herz haben, nur noch eine Ader voll Vaterblut, so fragen Sie sich, wie ich diesen Raub verantworten könnte?"

„Marianne!" schluchzte der alte Mann, indem er erschüttert zu den Füßen seiner Anklägerin niederstürzte.

Auch die Kinder umklammerten ihre Kniee; Stern vergrub das Gesicht in seine Hände vor diesem unlösbaren Conflict. In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen. Mit keuchender Stimme schrie noch auf der Schwelle der Fabrikinspector in das Zimmer: „Eine Deputation des Kreisgerichts ist eingetroffen, um — —"

Der alte Mann am Boden zuckte zusammen wie unter einem electrischen Schlag, er schnellte in die Höhe und pfeilgeschwind durch die Thür. Mit verwunderten Blicken vollendete der Inspector hastig die Mittheilung, in welcher der Anblick der seltsamen Gruppe ihn unterbrochen hatte: „um Beschlaglegung und Siegelung hier im Hause vorzunehmen." Er eilte wieder hinaus; Heinrich mit ihm, dem Vater nach. Therese fiel fast sinnlos in ihres Verlobten Arme.

„Führen Sie die Arme zu Charitas, Stern," sagte Frau von Hellstädt, „verlassen Sie sie nicht und sparen Sie ihr, ich beschwöre Sie, mein Sohn, sparen Sie ihr dereinst das Schicksal ihrer Mutter."

„Der Vater! wo ist der Vater?" rief Therese, aus ihrer Betäubung auffahrend und stürzte aus der

Thür. Stern folgte ihr. Frau von Hellstädt war allein.

„Allein!“ murmelte sie; „allein!“ Ein paar Sekunden lang stand sie regungslos; dann packte sie ihre Sachen zusammen, kleidete sich an, löschte die Kerze und folgte den Anderen.

Elftes Capitel.

Nacht.

Heinrich hatte Mühe, sich durch die in Flur und Hof zusammendrängende Menge Bahn zu brechen. Die Gährung war seit einer Stunde in hellen Tumult ausgeartet. Ein Gerichtsbeamter vertrat ihm den Weg, mit der Frage, ob er über den Aufenthalt Rose's eine Auskunft geben könne? Er hörte ihn nicht zu Ende; er achtete auf nichts, hatte keine Gedanken als an den alten Mann, der in der gewaltsamsten Aufregung, ohne Mantel und Hut, von einem Irrthum gehetzt, durch die stürmende, strömende Gewitternacht dahin rannte. Ihm war, als höre er seinen keuchenden Athem; ein Blitz zuckte nieder, er erkannte sein weißes Haar. „Vater!" schrie er, „Vater!" Regen und Wind deckten seine Stimme; das Gespenst des Häschers gab dem Greise Jünglingskräfte.

So ging es die Dorfstraße entlang, der Sohn endlich nur noch wenige Schritte hinter dem wankenden alten Herrn. Er sah ihn im Gutshofe verschwinden. Am Gärtchen des neuen Hauses hielt Charitas den Nachstürmenden auf, „Sei ruhig, armer Heinrich," sagte sie und faßte seine Hand. „Es ist alles gut geworden."

Stephan trat heran. „Hat Deine Mutter eingewilligt?" fragte er.

„Nein," hauchte Heinrich kaum hörbar.

„Ich wußte es. Folge Deinem Vater, dort steigt er die Terrassen hinauf. Beruhige ihn. Ein reitender Bote mit dem Telegramm, daß der Wechsel bis morgen früh eingelöst sein wird, ist nach der Stadt unterwegs. Sie, Herr von Stern," wendete er sich an diesen, der mit der athemlosen Therese in diesem Augenblicke herantrat, „Sie reisen noch mit dem Nachtschnellzuge nach der Hauptstadt; mein Pferd steht gesattelt. Die Summe ist verpackt. Folgen Sie mir in mein Zimmer."

Sprachlos zog Heinrich des Verwandten Hand an seine Lippen, heiße Thränen tropften darauf nieder. Stephan entzog sie ihm rasch und schüttelte den Kopf,

„Nicht ich,“ sagte er, „Charitas ist für die Ehre von Hellstädt eingetreten.“

Die Geschwister blickten sich nach Charitas um; sie war verschwunden.

Mit erlöstem Herzen eilte Heinrich nun seinem Vater nach. Der alte Mann mochte eine Minute geruht haben, sowie er aber Schritte hinter sich hörte, stürmte er wieder voran. Er achtete nicht auf des Sohnes Ruf, er keuchte weiter. Die letzte Terrasse war erreicht; er stand vor der Thür seines Hauses, er klopfte, rüttelte, er wankte, sein Sohn, dicht hinter ihm, breitete die Arme nach ihm aus; mit letzter Kraft riß er sich von dem Verfolger los: „Halt ein! halt ein!“ schrie er und taumelte zu Boden. Eine Viertelstunde tödtlicher Qual hatte das siebenzigjährige Freudenleben beschlossen, — will's Gott, gesühnt.

Heinrich raffte den Leblosen in die Höh' und hielt ihn auf seinen Armen wie ein Kind. Als er ihn die Terrassen hinuntertragen wollte, kam ihm Charitas mit einer Leuchte entgegen. Sie schickte den nachfolgenden Knecht nach einem leisen Auftrage zurück, leuchtete voran und öffnete die Thür des Oberhofs. Heinrich legte den Vater auf sein eignes Bett, das nämliche, in welchem vor sechszehn Jahren zum

letztenmale der Vater in seinem Erbhause geschlafen hatte. Sie lösten ihm die Kleider; sie rieben seine Stirn, sein Herz, die starren Glieder; der Knecht brachte die geforderte Lanzette; Stephan, Therese, die Leute des Hofes drängten ihm nach. Charitas, die barmherzige Schwester von Hellstädt, schlug eine Ader, — es strömte kein Blut. „Er ist todt!" schrie Heinrich und stürzte auf den Leichnam nieder.

In diesem Augenblicke trat Frau von Hellstädt in die Thür; starr wie ein Bild aus Stein, blieb sie auf der Schwelle gebannt.

Wohl eine Stunde war seitdem vergangen. Heinrich, achtlos auf Alles, was um ihn geschah, lag noch immer über der kalten Gestalt, die sein Leben glücklich gemacht hatte bis heute, und noch immer stand die Matrone, regungslos und trocknen Auges unter der Thür gleich einer Mörderin; von Zeit zu Zeit streifte sie ein scheuer Blick der Tochter, die in Thränen gebadet zu des Todtenbettes Füßen kniete. Vetter Stephan hatte Mühe genug den Zudrang abzuwehren, der von dem Mühlengute nach dieser zweiten Unglücksstätte strömte; Charitas waltete still nach Außen das Unerläßliche.

Jetzt trat sie in das Zimmer und zog Therese vom Boden in die Höhe; die Tochter an der Hand, schlang sie den andern Arm um den Leib der Mutter, sie einem Bilde entrückend, vor welchem alle Schauer des Diesseit und Jenseit ihr das Leben erstarrten. Heinrich blieb bei seinem Todten allein. Er ahnete nicht, daß still im Hintergrunde der treue Hüter von Hellstädt diese letzte Nacht mit ihm theilte.

In ihrem Mädchenstübchen, dem stillsten und freundlichsten des neuen Hauses, bettete und überwachte Charitas während dessen die beiden Frauen. Die halbe Nacht barg Therese schluchzend und schauernd den Kopf an der Freundin Brust, endlich aber schlummerte sie ein wie ein thränenmüdes Kind und ruhig fort bis in den Tag. Die Mutter saß auf dem Bettrand ohne Regung; die Arme hingen schlaff herab, die Blicke stierten in's Leere. Kein Wort der Klage oder Ermunterung wurde laut; aber Charitas wich nur aus ihrer Nähe, wenn sie die Tochter oder Stern, der schon am anderen Abend zurückkehrte, der Erstarrten gegenüber wußte.

Während dessen gönnte Vetter Stephan dem verwaisten Sohne das ungestörte Erschöpfen des ersten Lebensschmerzes; er erledigte an seiner Statt die ge-

schäftige Unruhe, die, wenn zwei Augen sich schließen, die Umgebenden nicht zu Athem kommen läßt. In diesem Falle ein zehnfach guter Dienst und ein zehnfach schwerer, der empfangen und erwiesen ward; denn sobald die Todesnachricht sich verbreitete, drängten sich die widerwärtigsten Berührungen heran. Bittend, drohend, klagend machten die zahllosen Gläubiger des Barons ihre Forderungen geltend; der Leichnam lag noch über der Erde, als schon Mancher herbeistürmte, um bei dem mißlichen Stande seiner Aussichten, dem Erben in der ersten Betäubung ein Zugeständniß abzupressen. Da war Vetter Stephan denn just der rechte Mann, um klug und beherzt in die Mitte zu treten, die Zudringlichen abzuwehren, Unterhandlungen einzuleiten, wucherische Ansprüche einzuschränken und bei des Schuldners thatsächlicher Insolvenz processualische Weitläufigkeiten abzuschneiden.

Hatte Stephan Hellstädt auf diese Weise in die Angelegenheiten seines Verwandten schon in den nächsten Tagen klare Einsicht gewonnen, so blieben die Angehörigen des nächsten Urhebers dieser doppelten Catastrophe noch lange Zeit in verwirrendem Dunkel. Alle Thüren waren versiegelt, alle Vorräthe mit Beschlag belegt; die Mühlwerke standen still; Diener und Arbeiter

suchten nach neuem Brod; die Familie weilte, man wußte nicht wo; Rose wurde steckbrieflich verfolgt; es verbreitete sich das Gerücht, daß er schon am anderen Tage auf einem amerikanischen Dampfboote entkommen sei.

Daneben schwirrten die widersprechendsten Posten durch die Hellstädter Flur; es herrschte ein Spannung, ein Treiben, wie seit Kriegszeiten sie Keiner in der Gemeinde erlebt hatte; die stille Dorfgasse glich einem Jahrmarkt ohne Buden; aus Stadt und Land strömten Betroffene und Unbetroffene herbei, wie auf eine Brandstatt am Tage nach der Feuersbrunst, oder in die Verwüstung, die ein Wolkenbruch gerissen hat. Mancher dieser Aufgeregten nahm dann wohl auch seinen Weg über die Schloßterrasse, auf welcher der andere Akt des ländlichen Drama's sich abgewickelt hatte; mancher neugierige und mancher zürnende Blick ward nach den Fenstern geworfen, hinter welchen man den alten und den neuen Herrn vermuthete.

Einer so wenig wie der Andere spürte diesen unruhigen Wandel. Heinrich hatte den Oberhof seit drei Tagen nicht verlassen; jedem Zuspruch wich er aus; selber Sterns Gesellschaft that ihm nicht wohl; er kaufte die Stunden aus, die es ihm noch gegönnt

war, mit dem Freunde seines jungen Lebens bei einander zu sein. Er war auch im Tode ein schönes Greisenbild; dem Sohne däuchte, als ob aller Freudenglanz von der Erde verflohen sei.

Und nun ging die Sonne zum viertenmale auf und das Letzte geschah. Nach ländlicher Sitte folgen dem Sarge auch die leidtragenden Frauen. Ein Jeder aber fühlte, daß die Matrone mit ihrem Glücke das Wittwenrecht zu diesem Geleite eingebüßt habe. Niemand hatte ihr die Stunde genannt. Wie in der ersten Nacht saß sie auf ihrem Bettrand starr und stumm; als die Tochter jetzt aber still weinend aus dem Zimmer schlich, da streckte sie die mageren Arme ihr nach, um ihr Kind bei sich zurückzuhalten. Charitas setzte sich an ihre Seite, faßte ihre Hand und harrte neben ihr aus in dieser langen, dunklen Stunde.

Das Geläut hob an; die Tritte des Trauerzuges nahten und verhallten; vom Friedhofe herüber summte das Klagelied; dann Grabesstille. Die Hand der Wittwe war kalt wie eine Leichenhand; ihr Auge bohrte nach der Richtung, aus welcher die Laute verweht waren; der letzte Lebensfunken schien in diesen Blick geflüchtet. Gewiß, gewiß, sie sah ihre Kinder vor der Grube des Vaters, den die Mutter ihnen

retten konnte und nicht gerettet hatte; sie hörte den segnenden Friedensspruch und das Rollen der Hand voll Erde, mit welcher der Sohn seine Verwaisung besiegelte, sie hörte, Schaufel um Schaufel, die Grube sich füllen über der letzten Spur von einem vielgeliebten, vielbeneideten und — gehaßten Menschenleben.

Endlich drangen die Tritte der Zurückkehrenden herauf; Charitas verließ das Zimmer; die Augen der Wittwe hingen gespensterhaft an der Thür; waren es Minuten, war es eine Ewigkeit? Die Thür ging wieder auf; das junge Mädchen trat ein, an jeder Hand eines der Geschwister. Langsam, mit gesenkten Blicken schritten sie auf die Mutter zu, fielen vor ihr nieder, faßten ihre Hände und bedeckten sie mit ihren Lippen und Thränen.

Ein Hauch von Roth wehte über die fahlen Wangen der Wittwe; die ersten Tropfen entrangen sich den Augen. Sie hob Hände und Blicke gen Himmel: „Ich habe meine Kinder noch!“ schluchzte sie.

Zwölftes Capitel.

Entschluß und Schluß.

Die Stunden schlichen; die Familie saß im neuen Hause bei einander. Ein Jeder empfand und mitempfand die Leere, die ein entschwundenes Menschenleben hinterläßt, bevor der Tageslauf in seine Rechte tritt.

Am tiefsten der Sohn, der ihn mehr als Alle vermißte. Ach dieses Suchen und Verlorenfühlen, die Gegenwart entschwunden und die Erinnerung noch nicht reif; dieses Versiechen und Verzagen, dieses planlose Hinschleichen und Schweifen in's Oede; wer erfuhr es nicht, wenn ihm ein Blutband riß? Es duldete Heinrich nicht länger; es war da unten so voll und eng; er stieg hinauf in das Haus, das nun das seine hieß; es war so leer und weit! Er ging

auf die Terrasse hinaus und setzte sich auf eine Bank vor der Thür.

Der Himmel war wolkenlos; die Luft lind und erquickend; das neuliche Gewitter hatte wie ein Zauber Grün und Blüthen hervorgelockt; heute erst war seine Heimatsaue schön. Aber sein Herz lachte nicht vor dem lachenden Bilde; er saß in sich versunken; sein jugendliches Wesen schien mit dem Greise in's Grab gelegt.

In dieser Stimmung traf ihn Vetter Stephan. „So recht, mein Sohn!" rief er ihm zu. „In's Freie! Dieser Frühlingsodem labt. Schau' um Dich, Heinrich, alles was Du siehst, ist Dein."

„Mein!" murmelte Heinrich, ohne aufzublicken.

„Dein!" wiederholte der Alte. „Dein! weise die Tröstung nicht länger zurück, die in dieser kurzen Sylbe liegt."

Heinrich schwieg verletzt, sein Verwandter schien es nicht zu bemerken. „Die Tröstung der Pflicht," fuhr er fort. „Auch die Trauer ist nur Genuß. Du hast zu handeln, Heinrich,"

Heinrich entgegnete: „Ich verstehe Dich, Oheim. Ich habe die nächste Pflicht bis heute versäumt; ver-

gieb es mir. Du hast die Ehre meines Vaters gerettet und ich sagte nicht einmal Dank."

„Es ist mir heute lieb, daß ich nicht anders gehandelt habe," versetzte Stephan ruhig, „wenn schon mir der Entschluß schwer genug geworden ist. Meine Tochter war es, die mir zu Gemüthe führte, was ich Hellstädt schuldig geworden sei: der Knabe seine Erziehung; der Mann und sein Kind eine Heimath. Ich wußte, daß Deine Mutter Euerem Ansinnen nicht entsprechen konnte. Du wirst diese Frau erst schätzen lernen, Heinrich, wenn Du selber einmal Kinder hast. So willfahrte ich meiner Charitas unter einer Voraussetzung, die mir gleicherweise durch sie eingegeben wurde."

„Und welches war diese Voraussetzung, Oheim?"

„Davon später. Zuvor muß ich die Wahl kennen, welche Du in Deiner neuen Lage zu treffen gedenkest."

„Werde ich eine Wahl haben?" murmelte Heinrich in unüberwindlicher Gleichgültigkeit; setzte aber nach einer Pause hinzu, indem er seinem Verwandten die Hand drückte: „Ich bin bereit, Deinen Rath zu hören und ihm zu folgen, lieber Oheim."

„Auch heute, auch in dieser Stunde schon, Heinrich?“ versetzte Stephan und schwieg darauf, bis der junge Mann, Scheu und Apathie niederkämpfend, die Frage nach den Verhältnissen seines Vaters sich abgewann.

„Die letzten Tage haben sie mir klar gemacht,“ antwortete Stephan, entschlossen weder zu zögern, noch zu schonen.

„Und seine Verbindlichkeiten sind — —“

„Umfänglicher noch als ich gefürchtet hatte.“

„So sehe ich keine Wahl, als Deine Zustimmung zur Belastung des Oberhofs zu erbitten.“

„Ich verweigere sie Dir, wie ich sie Deinem Vater verweigert habe.“

„Oder in einen Verkauf des Gutes zu willigen.“

„Ich verweigere auch diesen Dir wie ihm.“

„So bin ich am Ende und ahne nicht, welche Alternative mir noch bleiben könnte.“

„Sie bleibt Dir,“ entgegnete Stephan. „So kurzweg schließt man eine Lebensaufgabe nicht ab, mein Sohn. Entweder also kannst Du der väterlichen Erbschaft entsagen —“

„Das heißt Hellstädt den Gläubigern überlassen?“ fragte Heinrich.

„Hellstädt ist unveräußerlich und kommt als Nachlaß nicht in Betracht.“

„Da von einem anderweitigen Nachlaß nicht die Rede ist, so heißt es also — Betrug!“

„Keineswegs, wenngleich die Gläubiger um ihre Ansprüche betrogen werden, Du hast die Schulden nicht gemacht, nicht darum gewußt.“ —

„Ich habe vierundzwanzig Jahre das Leben getheilt, das diese Schulden bedingte.“

„Jeder Advokat würde diesen Rath Dir geben.“

„Aber nicht Vetter Stephan.“

„Nein. — Nun also das Oder. Du trittst die väterliche Erbschaft an; das heißt in diesem Fall, Du erkennst die Ansprüche der Gläubiger als rechtsverbindlich für Dich selbst; verpachtest den Oberhof, da das Inventarium von dem Pächter gestellt werden muß, zu den mäßigsten Bedingungen, und mit der Aussicht auf eine Ausbeutung, die nur die Gegenwart in Betrachtung zieht; Du verzichtest für ein halbes Menschenalter auf die Revenuen zur Deckung der Schuldmasse, gönnst Advokaten und Gerichten noch circa ein Hundert vom Hundert, richtest Dich mit Deinem Lieutenantsgehalte ein, bis nach meinem Tode

der Unterhof an Dich fällt und handelst als adlicher Mann und braver Sohn."

Heinrich schwieg eine lange Weile. So gleichgültig er bis vor wenig Minuten in seine Zukunft geblickt hatte, unwillkürlich stiegen die Consequenzen solcher Pflichterfüllung als greifbare Gestalten vor seinen Augen auf. Er sah aus dem behaglichen Vaterhause sich versetzt in die Mansarde des armen Janitscharensohnes, fühlte den Mangel, bei glänzendem Schein, in den gewohnten Banden den Bruch mit gewohntem Bedürfen; den Verzicht auf innigeren Anschluß, auf Freude und Freiheit aller Art; vor ihm lag eine aussichtslose Friedenscarriere, oder ein abenteuerndes Kriegerleben in fremdem, halbbarbarischem Dienst. „Und weiter gäbe es keinen Weg?" fragte er endlich beklommen.

„Es giebt noch einen, aber Du mußt ihn selber finden, mein Sohn," antwortete der Oheim.

Heinrich sprang auf und ging mit hastigen Schritten die Terrasse auf und nieder. Der träge Kummer war plötzlich verschwunden, eine Entscheidung für's Leben ihm harsch vor die Seele gerückt.

Vetter Stephan blieb ruhig sitzen auf der Bank vor der Thür; seine Blicke folgten dem jungen Manne

mit einem Ausdruck voll Lust. „Hellstädt wirkt," sagte er für sich hin, „Hellstädt siegt!"

Wohl eine Stunde mochte der stumme Beobachter so gesessen haben, eine Stunde, die Stephan Hellstädt zu den glücklichsten seines Lebens zählte, bis er den Erben seiner Heimat zu sich zurückkehren sah. „Wohlan denn, Oheim," sagte Heinrich, „so höre, ob ich Deinen dritten Weg gefunden habe."

„Du hast ihn gefunden," rief der Alte, „denn Deine Wangen sind geröthet und Deine Blicke leuchten! Aber laß hören, mein Sohn!"

Heinrich sprach: „Der alte Treuwalter von Hellstädt nimmt noch einmal das Schicksal von Hellstädt in seine Hand; er nimmt den unerfahrenen Erben in seine Lehre und erzieht sich einen Nacharbeiter, nicht mit seiner Kraft, aber will's Gott! mit seinem Willen und mit seiner Treue. Des Meisters Einsicht regelt die peinvollen Maßnahmen des Augenblicks; er spricht den Lehrling los, sobald er ihn geschickt erachtet hat, als selbstständiger Wirth zu schalten, mit dem Ertrage der Gegenwart die Pflichten der Vergangenheit zu tilgen und den Segen der Zukunft vorzubereiten. Vetter Stephan, bin ich auf der Spur zu Deinem Weg?"

In Stephan Hellstädts großen, blauen Augen schimmerte eine Thräne. „Charitas!“ rief er seiner Tochter zu, welche eben die Terrasse heran kam, um nach der traurigen Umwälzung die Herberge ihrer Gäste neu zu ordnen. „Charitas, mein Kind, welches war die Voraussetzung, unter welcher Du mich neulich Abend bestimmtest, mit Deinem Sparpfennig für Hellstädt einzutreten?“

„Es war keine Voraussetzung, Vater,“ versetzte Charitas. „Nur eine Hoffnung und ein Wunsch.“

„Gleichviel! nenne jetzt Vetter Heinrich diesen Wunsch, meine Tochter.“

„Daß er mit uns in der Heimat und für die Heimat leben möge,“ sagte Charitas.

„Er will's, Charitas, er will's!“ rief der Vater. „Also von nun ab: mitsammen für Hellstädt!“ Er streckte die Rechte aus, in welche Heinrich bekräftigend die seine legte. „Schlage durch, Charitas. Mitsammen für Hellstädt! Auch Du, Kind, wirst helfen müssen.“

„Keinem lieber!“ sagte Charitas herzlich und ging in's Haus.

„Nun aber gleich an's Werk!“ rief Vetter Stephan

in Jünglingseifer. „Den Accord mit den Gläubigern festgesetzt."

„Den Accord, Oheim?" fragte Heinrich stutzend.

„Den rechtlichen Leuten ihr Recht, — aber deren sind wenige; — den Wucherern, und ihrer sind viele —"

„Auch die Wucherer vertrauten meinem Vater."

„Wuchern und vertrauen? In Hellstädt spricht man nicht in Antithesen, Freund," entgegnete der Alte lachend.

„Bei alledem, Oheim, um meiner —"

„Deine Ehre soll nicht zu kurz kommen, junger Herr. Ueberlaß mir den Rummel; wer ein Bauer wird, muß processiren lernen. Auch die Schurken werden an die Reihe kommen, aber sie beschließen sie."

„Und Vetter Stephan hebe sie an."

„Keine Sorge, Freund, Vetter Stephan wird einen Hellstädt nicht den Kürzeren ziehen lassen."

Damit stieg er rasch die Terrasse hinunter. Heinrich blieb auf der Bank vor seinem Hause allein. Sein Kopf sank auf die Brust herab, sein Gesicht war in den Händen vergraben.

So hatte er denn fallen lassen das bunte, leichte, heitere Gewand, in welchem bis heute sein Dasein

geprangt; er hatte sie fallen lassen die sorglosen Genossen, die Feste und Spiele; die ehrenreichen Träume, die Lockungen der Schönheit, des Glanzes und Rausches, den Zauber der Jugend! Kaum fünf Tage und alles das wogte und funkelte vor ihm, als ob es nimmer erlöschen sollte und heute lag es verschüttet in eines Greises Grab.

Lange saß er so versunken in dieses Nachwehn des Kampfes. Er wußte nicht wie lange. Als er endlich aufblickte, stand Charitas vor ihm und die Landschaft zitterte im Abendgold. Ein sanfter Glanz war über das schöne Mädchenbild gegossen.

„Reut es Dich, Heinrich?“ fragte sie sanft.

Er schüttelte den Kopf.

„So sei nicht traurig darum, Lieber,“ fuhr sie fort; „es lebt sich gut unter den Menschen, die schon an unseren Vätern gehangen haben.“

Sie legte nach diesen Worten einen vertrockneten Blumenstrauß in seine Hand. „Ich fand ihn beim Aufräumen,“ sagte sie leise mit niedergeschlagenen Augen.

„Liberte!“ rief Heinrich dunkelerröthend.

„Sie ist hier zum Abschied. Nur noch diese Stunde. Sie trägt auch um einen Vater Herzeleid,

Heinrich," flüsterte Charitas und stieg rasch die Terrassen hinab.

„Liberte!" murmelte Heinrich, jetzt wieder allein. Er betrachtete den welken Strauß, das Zeugniß seiner letzten Freuden. Däuchten es ihm doch Jahre, daß jene Stunde hinter ihm lag. Ein leiser Duft drang aus den vertrockneten Blättern; ein Erinnern und Mahnen. Jetzt erst erkannte er die verhüllte Gestalt, welche heute unfern von seines Vaters Grabe sein umflortes Auge achtlos übersehen hatte. Scham und Vorwurf schwellten sein Herz. Sie war hier, sie war so unglücklich wie er selbst und er hatte, seit er sie im Glück verlassen, nicht mit einem einzigen Gedanken an sie zurückgedacht.

Mit raschen Schritten ging er auf dem nächsten Wege hinter den Gärten dem Mühlengute zu. Die Sonne war gesunken. Liberte im Reisekleide stand im Hofe, mit Ungeduld das Bespannen eines Korbwägelchens betreibend. Als sie Heinrich kommen sah, machte sie eine hastige Bewegung dem Hause zu; doch besann sie sich, ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

Das frische Roth war auf ihren Wangen und der Blitz in ihren Augen erloschen; aber die Haltung

aufrecht, der Blick sicher und das Spiel der Lippen entschlossen wie in guten Tagen.

„Ich wollte Abschied nehmen von der Heimat," redete sie ihn an, „auch von Ihnen, Hellstädt, von allem Vergangenen. Es wurde mir zu viel. Ich muß haushalten mit meinem Muth. Nun dachte ich zu gehen unbemerkt, wie ich gekommen war. Aber Charitas fand mich, die keinen Unglücklichen übersieht; sie schickt mir den Freund und ich danke es Ihnen und ihr."

„Gehen Sie zu Ihrer Tante, Liberte?" fragte Heinrich, indem er mit ihr den Weg nach dem Mühlgarten einschlug.

„Nein," antwortete Liberte.

„So denken Sie nach Hellstädt zurückzukehren?"

„Auch das nicht. Nach einem tiefen Fall erheben wir uns am sichersten in veränderter Scene."

„Ich wage es auf das Gegentheil: ich klammere mich an die Heimat, Liberte."

„Sie thun recht daran, Hellstädt," versetzte sie nach einer Pause. „Sie richten sich empor auf festem Grund, in dem Erbe Ihrer Väter. Ich wäre eine Herabgekommene, eine Ausgestoßene. So resignirt bin ich nicht."

Heinrich ging ein paar Schritte schweigend an ihrer Seite; dann blieb er stehen, ergriff ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Wir haben ein Haus miteinander gebaut, liebe Liberte; war es auch nur eine Stunde lang, ein Traum, ein Luftschloß vielleicht. Wir fühlten uns frei und es heimelte uns an. Nur das Gleiche verbindet sich zum Glück, sagten Sie dazumal, der heitere Bau ist über Nacht zusammengestürzt, wir fühlen uns nicht mehr frei, nicht mehr froh: schwere Erinnerungen, eine ernste Zukunft bedrängen uns: aber wir sind wieder einander gleich. Sollten wir in bösen Tagen uns nicht halten, was wir in guten ersehnten?"

Eine Blutwoge überströmte Libertens Gesicht, sie blickte zu Boden und rang nach Athem. Dann aber schüttelte sie den Kopf und sagte entschieden: „Nein, Hellstädt, wir sollen es nicht."

„Auch ich trete als Neuling mit unerprobten Kräften in ein schweres Tagewerk;" wendete Heinrich ein, Liberte aber unterbrach ihn mit fliegender Rede:

„Es ist nicht das, nicht das allein. Sie werden lernen und überwinden. Sie gehen an's Werk mit reinem Herzen. Nicht ich. Blicken Sie mich nicht so betroffen an, Hellstädt. Nicht ich! O, Tage, wie

die durchlebten, reifen unser Erkennen, wie die trockene, tropische Sonne eine heilsam bittere Frucht. Ich bin eine Thörin gewesen, aber ich habe niemals getäuscht; mich nicht und auch keinen Anderen. Ich würde Sie nicht täuschen, Hellstädt, und gälte es mein Glück und gälte es mein Leben. Nicht die Noth der Gegenwart, eine einzige böse Stunde ist es, die uns trennt, aber trennt für immer."

Der junge Mann blickte ihr mit sprachloser Verwunderung in's Gesicht. Sie fuhr fort mit noch tieferem Ernste als bisher: „Antworten Sie mir, Hellstädt: wenn Sie an jenem Abend, als Sie noch sich reich und unabhängig wähnten, den Sturz meines Vaters erfahren hätten, würden Sie, selber in dem Falle, daß nur mein glückliches äußeres Lebensloos Ihren Blick auf mich gelenkt hätte, würden Sie die Hoffnungen verrathen haben, die Sie in mir angeregt?"

„Halten Sie mich für einen Ehrlosen, Liberte?"

„Ich halte Sie für einen Ehrenmann, Hellstädt, und darum eben kann ich die Ihre nicht werden; denn ich, ich war solch eine Ehrlose, welche die Hoffnungen verrieth, die sie angeregt hatte. In jener Nacht, wo ich selber mich noch frei und glücklich

wähnte, erfuhr ich das Schicksal, das Ihrer harrte. Und ich hatte nicht den Muth, es zu theilen, nicht das Herz, einem Manne als einem von mir Abhängigen anzugehören. Sie schlagen die Augen nieder, Hellstädt? Ich bin noch nicht zu Ende. Als mich wenige Stunden später die erste Ahnung auch meiner veränderten Lage überkam, da begünstigte ich plötzlich den Mann, den ich bis dahin wie einen Narren verlacht hatte, ich lockte ihn an mich und suchte ihn rasch zu binden. Er verschwand mit meinem Glanz und ich stand allein in der Nacht und sah auf einmal hell und ohne Blendung. Ich sage es ohne Erröthen, Hellstädt, denn wir werden uns im Leben kaum jemals wiedersehen: Ich habe nie einen Mann werth gehalten so wie Sie; aber die Freiheit und die Freude hielt ich werther. Nein, ich bin nicht mehr Ihres Gleichen und kann nie mehr die Ihrige werden."

Sie machte eine Pause; Heinrich blickte zu Boden; er fand kein Wort, ihrer Anklage zu entgegnen. Sie wendete sich nach dem Hofe zurück und fuhr beruhigter fort: „Ich kann aber auch das Asyl nicht annehmen, das mir Charitas in ihrem Hause, unter Ihren Augen, Hellstädt, angeboten hat und ich mag nicht unter denen meiner Tante als Abhängige leben,

dort wo ich nur freies, heiteres Genügen gekannt habe. Mein Bruder ist auf dem Wege nach Paris, in fester Zuversicht, als Sänger Glück zu machen; gelingt es meinem Vater, wie er hofft, sich in Amerika aufzurichten, folge ich ihm später dorthin, — vielleicht, ich weiß es nicht. Zunächst, noch in dieser Nacht, gehe ich nach England, wo die Vorsteherin eines deutschen Instituts eine Musiklehrerin sucht. Es ist," setzte Liberte mit einem Anflug ihres alten anmuthigen Lächelns hinzu, „es ist dieselbe Gouvernante, von der ich, als wir zum erstenmale auf den Trumpf'schen Wappenpolstern nebeneinander saßen, Hellstädt, Ihnen erzählte, daß sie uns Pensionairinnen in Camelot und Kattun den Adel der Armuth documentirt habe."

Ein Peitschenschlag im Hofe gab das Zeichen, daß der Moment der Abreise gekommen sei; Liberte schreckte leise zusammen, Heinrich ergriff ihre Hände. Sie standen sich eine Minute schweigend gegenüber; beider Augen waren mit Thränen gefüllt.

„Der Mann aber," sagte Liberte abschließend mit tiefem Seelenklang, „der Mann, welchen nicht eine Pflicht, nicht die Sehnsucht der Liebe zu der Verlassenen trieb, — keine Täuschung, Freund, in dieser Stunde! — Der eine feine Regung der Ehre

und des Mitleids verbindlich achtete für ein ganzes Leben, Sie, Hellstädt, werden auf der Bahn des Gewissens Ihr eignes Herz erkennen lernen und das andere, das Sie beglückt. Die schon dem Knaben sich zugewendet hatte, die Allen wohl thut, Jeden tröstet, immer liebt, die Ihres Gleichen ist, Heinrich, glücklich aus sich heraus wie Sie es sind und bleiben werden, das Ihnen von Gott bestimmte Weib ist — Charitas!"

„Charitas!" rief Heinrich und es war als ob ein Nebel vor seinen Augen sänke. Liberte hatte rasch ihre Hände aus den seinen gelöst und war in den Wagen gestiegen. Sie hüllte sich dicht in den Schleier und drückte sich in eine Ecke; die Pferde zogen an, sie war seinen Augen verschwunden — für immer.

* *
*

Ein Jahr ist abgelaufen seit dem Wettersturm, dessen erste Wolken wir zusammenziehen sahen, bis sie sich als ein Drohniß über Hellstädt entluden. Wiederum braust der Bach, geschwellt von den Winterwassern der Berge, die Aue hat sich grün gefärbt und die Blüthenknospen sprengen ihre Hülle. Es weht und duftet wie Auferstehung über der Heimatsflur.

Und wiederum ist es ein Fest, zu dem wir unsere Schritte lenken; nicht mit Sang und Klang wie damals, aber auch heute wird der Tisch gerückt in ein neues Haus, und ein Ostermahl wird gehalten.

Wir folgen diesmal dem Wege, den Freund Stern von seiner Anstalt genommen hat, und betreten daher unser Hellstädt an der Stelle, an welcher wir vor einem Jahre Abschied von ihm genommen haben. Auf dem Mühlenhofe herrscht reges Leben wie einst; wir fragen um und hören, daß es wirklich nach seines Herrn letztem Project Gemeindegut, und ein rentables Gut, geworden ist, nur daß der Kaufschilling von jenem Herrn nicht über den Ocean geschmuggelt wurde, sondern als kümmerliche Abfindung seinen Rapsconcurrenten, bis Amsterdam hinunter, verblieben ist. Wenn einem Hellstädter Gerüchte Glauben beigemessen werden darf, so thut es der alte Müller in der neuen Welt mit altem, neuem Glücksspiel dem verwegensten Yankee voran. Mehr als Gerücht aber mag es sein, daß Signor Agostino Rosaro wirklich eine Goldmine in seiner Kehle entdeckt, bis jetzt aber wenig Neigung bezeigt hat, sie in Barren umzusetzen, sondern in funkelnder Lust und in funkelndem Wein den schönen Schein weit umher sich ergießen läßt.

Als solide Thatsache dahingegen gebührt der Erwähnung, daß die edle Dame Rosanna, da es ihr bis dahin nicht gelungen ist, der Stammburg der Trumpf auf die Spur zu kommen, sich entschlossen hat, den Wittwenstuhl zum zweiten Male zu verrücken und mit ihrem romantischen Gemüth und vor brüderlichen Eingriffen gesicherten Capital in ein drittes Compagniegeschäft zu treten. Die großgesinnte Frau ist mit diesem Schritte eine hohe Stufe der höchsten näher gerückt, da ja der Stammbaum des Baron Edmund von Speck weit hinter den cheruskischen Wäldern zwischen Salems Palmen und den Cedern des Libanon seine Wurzeln schlägt.

Eine andere, wenn auch weniger glänzende Thatsache ist es, daß die schöne Liberte bis heute verschmäht hat, ihrem Vater über das Meer zu folgen, aber mit gewissenhaftem Eifer in ihren Musik- und Sprachstunden fortfährt, sich in die Freiheit einer würdigen Armuth einzuleben. Ein Brief, den ihre Freundin Charitas heute erhalten, bezeugt, daß sie in der schweren Kunst schon gute Fortschritte gemacht hat.

Wie wir nun aber vom äußersten Ende weiter schreiten durch die Dorfgasse, in welcher ein mehr als festtägiges Leben wogt, da hören wir zu unserer Freude,

daß der junge Erbe sein Probejahr unter Meister Stephans Leitung glücklich bestanden hat und daß heute der Tag ist, der die Wandlung des sorglosen Lebemannes in einen Wirth und Treuwalter von Hellstädt krönt.

Die Kirchpforte steht geöffnet, wir treten ein und schauen uns gegenüber zwei bräutliche Paare, die eben gelobt haben, sich treu zu lieben, bis Gott sie scheidet: der zum Director berufene Hauptmann von Stern und die sanfte Therese; Heinrich von Hellstädt und Charitas seine helfende, tröstende, seine einzige erste Liebe — wie er sagt. Die gesammte Gemeinde von Hellstädt zieht mit uns hinter den glücklichen Paaren nach dem neuen Hause zurück; Vater Stephan sieht sich wie ein Sieger am Ziele alles Strebens und Pathe Klaus stelzt mit blank geputztem Ehrenkreuz auf dem nagelneuen Gemeindepelz und bietet sich an als Gevatter bei dem ersten Erben von Hellstädt.

Das sind die Blüthen und Früchte, welche die Sonnenwende eines Jahres in Hellstädter Herzen getrieben hat; selber auf den lange bleichen Wangen der Wittwe schimmert ein hoffnungsfrohes Roth und die Freudenthräne in ihrem Auge ersetzt das seltene Lächeln der schmalen Lippen.

Der Wagen steht geschirrt, welcher den uniformirten Waisenvater und sein liebreiches Waisenmütterchen in ihre neue Welt führen soll; Stern tritt Abschied nehmend vor den Freund und legt den Beutel in seine Hand, in welchem er bei Beginn unserer Erzählung das rettende Darlehn empfangen hatte. „Auch diese Schuld sei heute getilgt,“ sagt er, während Heinrich lächelnd den Beutel in der Schwester Reisetasche schiebt. „Glaubst Du, daß sie es nicht längst schon weiß?“ ruft Stern. „Auch Deine Mutter wußte es, daß sie dem Schuldner des Sohnes ihre Tochter verlobte.“

„Therese wußte es?“ versetzte Heinrich lachend. „Nun, Freund, so nimm Dich in Acht vor dieser Heimlicherin von Frau. Denn Du, ihr Eheherr, weißt heute noch nicht, daß die Schwester es war, die mit ihrem Sparpfennig es dem Bruder möglich machte, einem braven Kameraden Wort zu halten.“

„Therese, mein guter Engel!“ rief Stern, sein erröthendes Weibchen umarmend.

„Und so hat sich denn,“ fuhr Heinrich scherzend fort, „aus dem Sparbeutel, der unsere Freundschaft einleitete, ein goldnes Fädchen nach dem anderen zu einer dauerhaften Kette ineinander gedreht und der

Ursprung all unserer Zufriedenheit, der ist im Grunde kein anderer als die Sorge um zweihundert Thaler Schulden."

„Es ist der Segen eines guten Herzens und der Heimat von Hellstädt," sagte Stern.

Die Schnakenburg.

Erstes Capitel.

An einem Mainachmittage sonn- und wonnesam, wie deutsche Dichter Maientage zu besingen pflegen, ein prosaischer Erzähler leider jedoch selten zu ihrem Genusse kommt, in einer reellen Dichterstunde also versetzen wir uns in eine Gartenwelt, deren Höhen und Gründe, Baum- und Blumengruppen, Formen- und Farbenspiele wir einer wohlverdienten gelegentlichen Schilderung vorbehalten, um für heute nur einen Blick in den Laubbogengang zu werfen, der sich in anmuthigen Windungen von der Burg nach der Felsenschlucht absenkt.

Höhen und Gründe, eine Felsenschlucht, eine Burg, und dort gen Norden, nur durch ein weites Sandfeld geschieden, mit dem Fernrohr erkennbar, die Thürme einer gewissen nicht näher zu bezeichnenden großen Residenz. Fürwahr, es muß ein glückgesegne-

ter Kunstfreund gewesen sein, welcher das Erbe seiner Väter so romantisch Komödie spielen, mit Ameisenmühe, auf tagefernen Straßen die Verwandlungen herbeiführen ließ, durch deren Hülfe er von Gruppe zu Gruppe diesen landschaftlichen Mikrokosmus producirte!

Wie natürlich sich jene Sandhügel mit starren Porphyrblöcken maskiren! Wie übermüthig, der Seefülle abgeleitet, von Dampfkräften getrieben, das Bächelchen seine Heldenrolle braust, sich nach jähem Sturze unten in der Muschelgrotte sammelt, zu besinnen scheint, freiwillig friedsam fernerweitige Klippen vermeidet, sanft murmelnd sich zwischen blühenden Matten schlängelt, mit ehrbarer Würde ein Pseudo-Mühlrad treibt und endlich, außerhalb seiner Kunstsphäre, zu reellem Nutzen noch ein breites Wiesengelände berieselt! Die zarten Moose und Gräser, die saftigen Farren und würzhaften Waldkräuter, sie hauchen Chorus in hundertfältigen Düften; ein buntblühendes Strauchgeschlinge, Zierbäume aller Himmelsstriche, und sogar ehrliche deutsche Eichen spreizen sich gleich wohlgenährten Colonisten, während nur Auserwählte der nadeltragenden Eingeborenen sich behaupten durften, indem sie sich klüglich der zugetheilten Rolle fügten und das Ansehen gaben, als hätten sie

die Last der fremden Felsblöcke mit ihren behaglich sich im Sande dehnenden Wurzeln gesprengt.

Droben aber, über Gipfel und Wipfel, da musicirt ein vielstimmiges Orchester, Landeskinder mit Angesiedelten um die Wette, zum Preise des Gebieters, der ihnen ein so lauschiges Heimwesen hergerichtet hat, und selber der breite See, der diese junge, künstliche Schöne umspannt und in seiner alten natürlichen Schöne, schier ein blaues Wunder, sich alltags so gleichmüthig stille gegen die Folie des väterlichen Himmelsgrau's abhebt, er spiegelt heute mit einem Silberblick das wolkenlose Lächeln seines Ernährers zurück.

All' diese natürliche und künstliche Maienlust scheint indessen wenig von dem Paar gekostet zu werden, das in vertraulicher, aber unbehaglicher Unterredung langsam den Laubengang niederwandelt. Mutter und Sohn dem Ansehen nach; der Herr bereits über den Jahrgang hinaus, der Schwaben und Sparter zu Männern machen soll; die Dame demnach eine Greisin, so mädchenhaft auch, ja kindlich schüchtern ihr blaues Auge jetzt sich zu Boden senkt, jetzt seitwärts auf den Begleiter richtet, welcher der verlegenen Stimmung früher als sie Herr geworden ist.

„Dreist heraus, m'amie," so unterbricht er mit heller Fistelstimme ihre leise gedämpfte, gleichsam zwischen innerlichen Hindernissen sich windende Rede. „Dreist heraus: ein refus, ein Korb!"

„O, nicht doch, Lieber! Ein kaum merkliches Ausbiegen nach der verschleiertsten Andeutung," widersprach die Matrone, und als der Herr achselzuckend meinte: „Nein bleibe Nein, leise oder laut," da setzte sie mit flehender Geberde hinzu: „Laß es Dich nicht niederbeugen, mein Scipio."

Sie seufzte bei diesen Worten und das Haupt senkte sich noch tiefer denn gewohnt, fast bis zu dem Strickstrumpf hinab, den sie hastig während der Rede regierte und dessen Knäuel in einer faltigen Taschenschürze verborgen war.

Der „Scipio" Angeredete aber reckte sich in die Höh' mit einem Ausdruck, der seinem classischen Namensahn Ehre gemacht haben würde. Seine Stirn erreichte nahezu die Schultern der schlanken Matrone, und der goldige Lockenscheitel wallte gleich einer Löwenmähne in den Nacken hinab. „Niederbeugen?" rief er aus; „niederbeugen, dieses Nein? Es erhebt mich, Vortrefflichste; um Kopfeshöhe erhebt es mich. Jede Banalität, jeder Unverstand wirkt —"

„Unverstand, ganz recht, ganz recht, Lieber,“ unterbrach ihn voller Eifer die Dame. „Kennte man Dich, wie ich Dich kenne —“

„Kennst Du mich, m'amie?“ fragte der Herr mit schelmischem Augenblinzeln; worauf die Dame bescheiden antwortete:

„Es ist freilich schwer, Dich auszukennen, mein Scipio. Indessen ich, die Dich großgezogen —“

Herr Scipio entwickelte je mehr und mehr den rüstigen Humor, welcher dem Korbträger ziemt. „Groß?“ fragte er mit einem Ton, dessen Ironie von dem Bewußtsein der Selbstkritik gemildert ward, während sein Blick auf ein Paar Däumlingsbeinchen ruhte, die einen mächtigen Oberkörper zu tragen hatten.

Die Dame machte eine abwehrende Bewegung. „Du hattest Anlage zu einem Riesen, Scipio,“ sagte sie, „zu einem —

„Zu einem Garde-Lieutenant, m'amie, bis das Rad, das unglückselige Rad —“

„Das Rad, das unglückselige Rad! Barmherziger Gott!“ wiederholte die Dame. „Indessen lassen wir die äußere Gestalt, gleichgültig, Nebensache ja die Gestalt!“

Der kleine Herr schien es darauf abgesehen zu haben, die Trösterin mit seinem Spott zu unterbrechen. Er vertrat ihr den Weg, indem er durch einen neckischen Gestus eine absonderliche Wölbung über seinem Brustkasten bemerklich machte, dann sich auf dem Absatze nach der Rückenseite schwenkte, die einen nicht minder unziemlichen Ueberfluß offenbarte. „Ein Verdruß, doch recht verdrießlich, gelt, m'amie?“ sagte er lachend, ohne alle Bitterkeit.

Die Augen der Matrone füllten sich mit Thränen und ihre Stimme klang weich wie aus einem Mutterherzen, auch als sie im Verlauf sich eines heiteren Ueberganges bemühte.

„Ich sehe Deine Seele, mein Kind,“ sagte sie, „Dein schönes, reiches Herz, die Fülle genialischer Gaben, tel qui brille au premier rang s'éclipse au second! Hörst Du die Nachtigall, Freund? Wer wünscht ihr einen Papageienschmuck, wenn ihn ihr Lied entzückt? Indessen, warum soll ich mir es wehren, ich alte Thörin, die ich die seltsame Führung Deines Schicksals so viel weniger gelassen hinzunehmen vermag, als Du selbst, Philosoph? Auch Dein Aeußeres, Scipio, — wie graziös Du diesen sommer=

lichen Anzug trägst! Eine charmante Neuerung! Sie wird Nachahmer finden, im nächsten Jahr Mode sein, gewiß, ganz gewiß."

Sie musterte bei diesen Worten Stück für Stück ihres Begleiters schäferliche Toilette, leichtes Schuhwerk und weiße Unterkleider über den Zwergenbeinchen, Blouse von maigrünem Taft, durch eine Schärpe zusammengehalten, breiter Spitzenkragen und runder Strohhut, der im Wandeln mit einem Blumenstrauß geschmückt worden war.

„Es thut Noth, sich unserer uniformirenden Tyrannei zu entziehen und zweck- wie zeitgemäß auch in Aeußerlichkeiten zu verhalten," warf der Herr nachlässig hin, nicht ohne einen Blick jedoch, der die Befriedigung eines guten Geschmackes reflectirte. Jeder Blick unseres Freundes war gleichsam ein Spiegelblick. „Aber Du hast Dich unterbrochen," fuhr er nach einer Pause fort. „Du sprachst von der Gestalt. Die Consequenz, Deinen Schlußsatz, m'amie?"

„Den Schlußsatz? Ich weiß nicht — verzeih' — er ist mir entfallen, Lieber," stammelte die Dame, die diesen Gegenstand abgethan wünschte.

„Ich werde ihn ergänzen, meine Theure, das Haupt eines Giganten auf einem Pygmäenkörper!

Glaubtest Du im Ernst, daß Dein gräfliches Lämmchen den Sinn dieser Gestalt begreifen werde?"

„Ich hoffte es, mein Scipio. Deine gesellschaftlichen Vorzüge, o, nicht doch, ich wollte sagen, Dein Geist, Deine Güte, die heitere Beherrschung Deines Geschicks, wen müßte es denn nicht rühren, mein theures Kind? Sie weinte, als ich ihr die Bilder aus Deinen Knabenjahren zeigte. „Ein Seraph!" rief sie aus.

„Jammerschade, daß das Rad des Heuwagens, das Flügelpaar des kleinen Seraph knicken mußte!"

Der innerlichste Wehepunkt einer mütterlichen Seele war mit dieser spottenden Bemerkung wieder aufgeregt worden. „Das Rad, o, das nimmerruhende Rad!" ächzte sie, in ihre Erinnerungen versunken. „Daß ich auch just am Hirnfieber liegen mußte! Die einzige Krankheit meines Lebens, die erste Stunde, die das Kind außer meiner Obhut verbrachte. Daß — daß — —"

„Daß es just in der Heuernte sein mußte!" parodirte lachend der kleine Herr. „Johannistag, Seraphimchens Wiegenfest, ein Segenstag, wie der Glaube ist. Der erste Erntewagen, mit Kränzen geschmückt."

„Der schwere, entsetzliche Wagen!“

„Das rollende Verhängniß, welches heute nach vier Decennien, noch einen Freierkorb in diese gütige, werbende Hand geschleudert hat. Nun, lassen wir es ruhen, das seraphsmörderische Rad. Glaube mir, meine Freundin, Dein Zögling wäre ohne dasselbe nicht der geworden, der er ist.“

„Nein!“ hauchte die Matrone im tiefsten Schmerz.

„Und nun zum Schluß. Das Dämchen will mich nicht; abgemacht! Ein Tantenplan! Ich war klar über das Resultat, sobald Du ihn ausgeheckt.“

„Ich?“ rief die Dame verwundert; setzte jedoch erröthend, mit hastigem Eifer hinzu:

„Ja wohl, ich, ich. Ich täuschte mich. Du würdest nicht glücklich mit ihr geworden sein, mein Scipio. Ein liebliches Kind! Aber ich glaube — ich fürchte — nicht Herz genug.“

Der letzte Satz verhallte auf ihren Lippen, denn bereits hatte der Begleiter die Register gezogen, um an ihrer Statt, wenn auch schwerlich in ihrem Sinne, den Beweis ihrer Täuschung zu führen.

Der kleine Herr war plötzlich wie umgewandelt. Hatte er bisher nur in abgerissenen Sätzen, ja nur in Blicken und Geberden eine ironische Auffassung

ausgedrückt, so entwickelte er jetzt mit dialektischer Fertigkeit eine Liberalität des Urtheils, welche verschmähte Bewerber sich zum Muster nehmen könnten. Aus den durchaus nur relativen Mängeln eines lieblichen Kindes wurde der Schluß auf die, gleichfalls nur relativen, Tugenden eines Weibes gezogen, durch welche und durch welche allein, einer eminent positiven Männlichkeit die Ehe zu einem — Glück oder Segen nannte er es nicht, aber zu einem „Correctiv" zu werden vermöge. Einem genialisch ausgreifenden Geiste wurde das Bild einer geordneten, sich selbst besitzenden Natur gegenübergestellt; kein Wunderbild, aber tadellos, das Product der schönen Regel. Er entwarf es wie der Künstler ein Modell, in Ausdrücken selber, welche vorwiegend dem Kunstgebiet entnommen waren.

„Maaß!" rief er zum Schluß; „und noch einmal Maaß und zum drittenmal Maaß! Und für das Maaß den Nerv und aus dem Nerv ein Rhythmus; in unserer Zeit verschwimmender, oder nachgeahmter Formen ein lebenskräftiger Styl!"

Er hatte gesprochen, gegenständlich wie im Interesse eines Dritten, offenbar mehr zum eignen Genuß, als zur Ueberzeugung der andächtig zuhörenden

Freundin, deren Zustimmung ihm auch ohne Verständniß gesichert sein mochte. Und in der That, die Gütige blickte zufrieden. Wenn dieser correcte Entwurf auch Zug für Zug weder dem idealen noch dem wirklichen Gegenstande ihre Tantenwünsche entsprechen mochte, er war gezeichnet mit sicherer Hand, die beigebrachte Wunde folglich wenig schmerzhaft, oder tief. Ja, fast hatte es den Anschein, als ob der Bildner sich an dem erledigten Raum für neue Entwürfe, an dem Aufschwung frischer Hoffnungen erfreue.

„Du zeichnest die Edelfrau wie sie sein soll und sein kann," sagte die Dame, indem sie dem Redner warm die Hand drückte. „Wir wollen nach ihr ausschauen, lieber Scipio."

Freund Scipio lachte hell auf. „Ausschauen!" rief er; „suchen wohl gar! Suchen die Schönheit, suchen das Glück; suchen mit der Brille wie ein Vierblatt auf einem Kleefeld, gelt? O, Weiberchen, Weiberchen! Glück, meine Theuere, ist Offenbarung, Impuls. Ungesucht, ohne Wahl; ein Blick, ein Blitz. — Ha, was ist das?"

Ihr Wandelgang hatte sie während dieses Gesprächs zu einem kleinen Plateau geführt, das nur durch den Bach getrennt, der Muschelgrotte gegenüber

lag. Der Herr stand während seines letzten Aufschrei's in jäher Verzückung, beide Arme ausgestreckt, wie gebannt; seine Begleiterin aber athmete erlöst, da sie durch irgend welches Zwischenspiel, den schweren, wenn auch mit künstlichen Blumen umhüllten Korb verdrängt, und, sie wußte es ja, ohne Groll für allezeit beseitigt sah. Sie folgte daher der Richtung seiner Blicke und ließ es an Zeichen eingänglicher Aufmerksamkeit nicht fehlen, als ein in der That überraschendes Schauspiel sich ihrer Betrachtung darbot.

Am jenseitigen Rande des plätschernden Baches lag ein junges, weibliches Wesen, die Brust von leisem Schlummerhauch gehoben, das heiterste Traumeslächeln über den rein und fein geschnittenen Zügen. Zwei bläulich schwarze Flechten hingen losgenestelt an den Seiten hinab, die faltigen Aermel zurückgestreift, kreuzten sich die Arme über dem Haupt, das auf einer Moosbank ruhend, von den Ranken der Grotte umfächelt ward, während ein einfaches dunkles Wollenkleid, bis über die entblößten, von den klaren Wellchen umspülten Knöchel geschürzt worden war.

„Ein schönes Kind,“ sagte die Dame. „Eine Fremde, Verirrte wohl gar.“

„Eine Nymphe, eine Fee!“ verbesserte extatisch

der kleine Herr, indem er dem Bachstege entgegeneilte, um sich von der Realität der zauberischen Erscheinung zu überzeugen.

Als jedoch seine Freundin darauf hindeutete, daß die Schläferin, so von Männerblicken überrascht, sich beim Erwachen beschämt fühlen müsse, zog er sich bescheidentlich zurück und erging sich aus dem Hinterhalt eines Gebüsches, die Blicke magnetisch an die Grotte gebannt, in einer zergliedernden physiognomischen Rhapsodie über das seinem Künstlerauge vorgeführte unvergleichliche Modell.

Das classische Profil, die breite, niedere Stirn, die leise Curve der Lippen, ein bräunliches, sanft durchglühtes Colorit, die große, schlanke Gestalt bis zu den feinen Fesseln der rundlichen Glieder hinab wurde, im Ganzen wie im Einzelnen, zur Bedeutung, zum Symbol. Alles, was vor wenig Minuten, der genialische Herr von seinem Traumbild gefordert hatte, und manches Unausgesprochene in den Kauf, Jungfräulichkeit, Hoheit, Adel, hier erschien es natürlich verbrieft und besiegelt. Von Bild zu Bild, von Mythos zu Mythos, von Galathea zu Dornröschen, durch alle Regionen der Romantik streifte der Dythy-

rambus einer der Erlösung harrenden, traumbefangenen Schönen.

„Poet!“ unterbrach ihn die Matrone, die mit bewunderndem Lächeln dem Ergusse gelauscht hatte. Plötzlich aber lief sie mit dem Schreckensrufe: „Die Füße in dem eisigen Wasser, es kann ihr Tod sein!“ dem Stege zu, um die Gefährdete aufzuwecken.

Ehe sie den Steg indessen erreicht hatte, regte sich die Schläferin; die Dame verbarg sich neben dem Freunde hinter einer Baumgruppe, die sie den fremden Blicken entzog, ohne die eigene Augenweide zu beeinträchtigen.

Die Schöne dehnte, wie im Wohlgefühl, ihre Glieder, schlug die stahlblauen Augen auf, strich mit der Hand über die Stirn, schien sich zu besinnen. Das anmuthige Traumlächeln schwand von ihren Lippen; sie schrak zusammen, spähte scheu nach allen Seiten und erhob sich dann hastig, um ihre Füße zu bekleiden, die Flechten kronenartig über der Stirn zu winden, die Falten des Anzugs zu glätten und eine halbwelke Purpurblühte, die ihrem Schooße entfallen war, im Gürtel zu befestigen.

Auch diese ihre leisen ruhigen Bewegungen, wie

vorhin die leise bewegte Ruhe, begleitete der heimliche Lauscher mit Zeichen und flüsternden Aeußerungen einer tiefsinnigen, physiognomischen Combination. Als er die Schöne ohne Blick in den lockenden, crystallhellen Wasserspiegel ihre Toilette beenden sah, rühmte er ihre stolze Gleichgültigkeit, des Freisein von weibisch selbstgefälligen Gelüsten. „Keine Spur von dieser erbärmlichen Eitelkeit!“ rief er aus. „Kennst Du eine entwürdigendere Eigenschaft als Eitelkeit, m'amie?“

M'amie schlug die Augen zu Boden und erröthete bis unter die Silberlöckchen. Es mußte dies Augenniederschlagen und Erröthen eine Natureigenthümlichkeit bei ihr sein, denn ihrem Habitus nach, konnte ihr Gewissen von dem Verdammungsspruch des Moralisten schwerlich getroffen werden. „Ein schönes Frauenzimmer!“ wiederholte sie ablenkend und setzte in gefälliger Neugier hinzu: „Wer sie wohl sein mag? Eine Fußgängerin, unbekannt in der Gegend. Möglich, daß sie sich um den erledigten Dienst im Schlosse bewerben will.“

Freund Scipio schien diese hausbackene Auslegung des schönen Räthsels überhört zu haben. „Fremd und geheimnißvoll wie das Fatum!“ murmelte er in sich versunken; dann aber, sich groß gegen die

Matrone aufrichtend, rief er mit divinatorischem Augenstrahl: „Meine Theuere, bei der Geburt dieses Kindes hat die Sonne über seinem Haupte culminirt!“

Die seherische Stimmung sollte indessen durch eine bedeutend realistische Erscheinung abgedämpft werden. Ein dralles Dirnchen, in geblümtem Kattun, kam von dem jenseitigen Schloßwege dahergetrabt; die Backen glühend und der Athem keuchend unter der Last eines mächtigen Deckelkorbes, an welchem ein Käfig mit ein Paar Turteltauben angehenkelt war. Sie lockte schon von Weitem durch den Ruf: „Rinchen, Rinchen!“ die Grottenschöne aus ihrem Versteck und berichtete darauf, lachend und leuchtend über das ganze Gesicht, von einem Kameraden, der im Augenblick in seiner Werkstatt nicht abkömmlich sei, sich gegen Abend jedoch zur Begleitung einstellen werde; von einer Herrschaft, die spazieren gegangen sei, von Tausend im Fluge erspähten Wunderdingen, welche vor ihrem Stadtgange in Augenschein zu nehmen, das zögernde Rinchen ermuntert ward.

Mitten im Feuer wurde sie unterbrochen; der kleine Herr vertrat ihr mit ausgebreiteten Armen den Weg. „Halt da!“ rief er in plötzlicher Schäkerlaune.

„Eingefangen auf verbotenem Weg! Schoß und Gebühr, schönes Kind!"

Er spitzte nach diesen Worten den Mund, mit so unschuldiger Miene, daß der Tribut an diesen wunderlichsten aller Flurschützen, der als ein halbwüchsiges Bürschchen taxirt ward, schwerlich gegen der Kleinen Keuschheitsgesetze verstoßen haben würde. Doch schien eine weniger zarte Auslösung ihrem Gusto angemessener; sie lachte hell auf und schwenkte die röthlich, runde Hand. Jählings ließ sie dieselbe aber sinken, als sie die nachfolgende Matrone bemerkte, gegen welche ihre am Grotteneingang weilende Freundin sich mit ruhigem Anstand verneigte.

Die weißen Löckchen flößten Ehrfurcht, Strickstrumpf und Taschenschürze Vertrauen ein. Die Kleine knixte wiederholt und als der freundlichste Blick dem ihren begegnete, fragte sie zutraulich: Ob sie etwa eine in's Schloß Gehörige vor sich habe?

Die Dame nickte lächelnd; worauf denn das hübsche Kind mit seiner Legitimation nicht auf sich warten ließ. „Wir sind fremd in der Gegend," sagte sie, „weit her, Madame; wir suchen —"

Hier unterbrach sie sich, indem sie auf ihre Begleiterin zusprang und dieselbe, laut genug um von

Beiden Zeugen verstanden zu werden, fragte: „Willst Du wirklich nicht, Rinchen?“

Ein ablehnender Blick war die Antwort. „Gotthold wünscht es so herzlich,“ drängte die Kleine. „Die Dame soll seelensgut sein, demüthig wie ein Resedablümchen, hat Gotthold gesagt. Und es ist so schön hier am Ort, ein Paradies. Sieh Dir's erst an, ehe Du nein sprichst, Rinchen; höre erst den Gotthold. Ich trete gern zurück.“

Da aber ein unwilliges Kopfschütteln der Anderen ihr keinen Zweifel ließ, flog sie wieder auf die Matrone zu und fuhr in ihrer Aufklärung fort: „Ich sagte wir; aber nein; ich allein; ich suche hier einen Dienst. Meine Kameradin will heute noch weiter in die Sadt.“

„Die junge Landmännin etwa, welche Meister Fromm als Kammerjungfer auf dem Schlosse empfohlen hat?“ fragte die Dame, während der Herr unverwendet nach der regungslosen Anderen hinüberblickte.

„Zu dienen, Madame,“ antwortete die Kleine, je mehr und mehr Vertrauen fassend. „Ich weiß freilich nicht, ob ich mich auf so künstliche Arbeiten verstehen werde; aber die Dame soll nachsichtig sein

und ich will mir Mühe geben. Ich hätte im Grunde das Dienen nicht nöthig; es ist mir nicht um Lohn und Brod; nur um sich in die Leute schicken zu lernen. Ich bin eine Waise, liebe Madame; habe keinen Menschen auf der Welt, dem ich um Gotteswillen dienen müßte und der Gotthold —"

„Ist der Herr Herzallerliebste," unterbrach sie der Herr mit unverrücktem Augenziel.

Das Mädchen erröthete bis unter die rehbraunen Zöpfe und es war wohl ein viel bedeutender Blick, den sie zu ihrer „Kameradin" hinüberwarf. „Ich dachte gar, Mosjöchen!" rief sie unwillig. „Ich habe keinen Liebsten, ich werde keinen haben, niemals, niemals! Das heißt, wie man's nimmt," setzte sie nach einer Pause zu der Dame gewendet mit dem herzlichsten Klang hinzu: „Gotthold Fromm ist mein Bruder, mein Pflegebruder von Kindesbeinen an und freilich mir der Liebste auf der ganzen Welt."

Die ehrlichen braunen Augen standen voll Thränen.

„Gutes Kind!" sagte die Matrone ihr sanft die Wangen streichelnd. Auch das Herrchen nannte sie gemüthlich: „Gutes Kind."

Sie wurde nun von der Dame in einem halben

Stündchen zur Meldung auf dem Schlosse eingeladen, und darauf von dem Herrn mit einer Neugierde, die wohl mehr einem anderen Taufschein galt, nach ihrem Namen befragt.

„Ich heiße Marie, oder wie sie zu Hause kurzweg sagen, Miekchen Willig,“ antwortete die Kleine mit einem Knix. „Und hier meine Kameradin —“

Die Kamerädin trat, ehe ihr Name und Schicksal fremden Lippen preisgegeben ward, einige Schritte vor, verbeugte sich noch einmal gegen die Dame und sprach mit reiner, wohlklingender Altstimme: „Wollen gnädige Frau dieses ungestattete Eindringen mit unserem Fremdsein entschuldigen. Mein Name ist Regina von Uh.“

„Von Uh!“ rief der Herr mit einem triumphirenden Blick auf die Matrone, deren stumm lächelnde Entgegnung etwa wie „Menschenkenner!“ zu deuten war. „Von Uh!“ wiederholte er, die Fremde verbindlich begrüßend. „Ihr Name überrascht mich, Gnädigste. Ich wähnte ein ahnenreiches Geschlecht längst schon mit Einem abgeschlossen, der mindestens Ihr Großvater hätte sein müssen und ich freue mich daher doppelt zu sehen, welch’ herrliche Blüthen der alte Stamm noch treibt.“

„Ich bin die Letzte meines Stammes," versetzte die Angeredete; worauf der Herr mit Emphase erwiderte:

„Heil dem Geschlecht, das statt verkümmernd abzusterben, mit seiner Krone erlöschen darf!" Nach einer Pause jedoch setzte er in gleichsam geschäftsmäßigen Ton hinzu: „Wie unvollständig unsere Adelsregister geführt werden! Verzeihen Sie die Frage; sie schlägt in das Fach des Genealogen: Wer ist Ihr Herr Vater, Gnädigste?"

Eine Blutwoge stieg in der Fremden Wangen; sie zögerte einen Moment, antwortete aber darauf so gelassen als zuvor:

„Er war Militair, mein Herr, später Beamter."

Miekchen Willig, welche bisher offnen Mundes der vornehmen Unterhaltung zugehört hatte, vermochte bei den letzten Worten ein lustiges Lachen nicht zurückzuhalten, stockte aber plötzlich, blickte bedenklich zu der stirnrunzelnden Freundin hinüber und verfiel in ein ernstes, ja trauriges Sinnen.

Die nämlichen Worte hatten die Theilnahme der alten Dame geweckt; sie ergriff der Fremden Hand und sagte wehmüthig:

„Er war es? Auch Sie eine Waise, liebes Fräulein?“

„Meine beiden Eltern sind todt, gnädige Frau,“ versetzte Fräulein von Uh. „Lediglich auf mich selbst gewiesen, hielt ich vor dem Eintritt in eine fremde, große Stadt, den Rath eines Landsmannes, welcher deren Verhältnisse kennt —“

„Verstehe ich Sie recht,“ fiel die alte Dame, durch einen Blick ihres Freundes angefeuert, ein, „verstehe ich Sie recht, so suchen auch Sie —“

„Beschäftigung, eine Stellung, allerdings gnädige Frau.“

„Die Stellung einer Gesellschaftsdame in einem großen Hause etwa?“ fragte der Herr, von einem luminösen Einfall durchzuckt, und da die Fremde, deren Erwartungen weniger hoch geflogen sein mochten, nicht allsobald eine Antwort fand, setzte er schleunig hinzu: „Die Frau Chanoinesse von Dienstungen sucht, so viel ich weiß, seit einiger Zeit eine Gehülfin in der Repräsentation des gräflich Schnakenburg'schen Hauses, dem sie vorzustehen so gütig ist. Sucht sie nicht, m'amie?“

„Ich glaube, ich glaube, allerdings,“ stammelte m'amie verlegen.

„Gewiß, gewiß, sie sucht," betheuerte der Herr. „Wenn diese Stellung Ihren Wünschen entsprechen sollte, Fräulein von Uh, so würde eine Vereinbarung leicht zu vermitteln und die Frau Chanoinesse in einer Stunde etwa, in einer Stunde, nicht wahr, m'amie? bereit sein, Ihre Bedingungen entgegen zu nehmen."

Er gab nach diesen Worten der alten Dame den Arm, verbeugte sich gegen Fräulein von Uh, nickte Miekchen Willig freundlich zu und schlug den Weg durch den Laubengang wieder ein.

„Heureka, heureka!" rief er, sobald er sich den nachfolgenden Blicken entrückt glaubte.

„Du irrst, Lieber," berichtete die Freundin bescheiden. „Regina nannte sich die hübsche Person."

Ein philologisches Lächeln schwebte über des Begleiters Lippen. „Regina, prophetischer Name!" sagte er; und nach einer Weile, sich dicht vor der Dame in den Weg stellend, die Augen groß auf die ihren geheftet: „Sieh mich an, verstehst Du mich, m'amie?"

„Nein, ja, nein, ich glaube nicht. Ich verstehe Deine Absichten immer erst, nachdem Du sie mir klar gemacht hast, mein Scipio."

„So höre denn. Diese Regina wird —" Er hob sich auf die Zehenspitzen und flüsterte ein Wort

in der Dame Ohr, welches die Wirkung eines Donnerschlags hervorbrachte.

„Scipio!" rief sie entsetzt zurückprallend.

„Du bist überrascht, meine Gute; Du wirst überzeugt werden," entgegnete der Herr mit der Ruhe eines Sokrates. „Du sage ich. Ich, ich bin meiner Sache gewiß. Heureka, heureka! Das heißt: ich fand!"

Und unter den lebhaftesten Bewegungen einen sich je mehr und mehr weitschichtenden Plan entwickelnd, führte er die tief betroffene, schweigende Freundin nach der Burg zurück.

Zweites Capitel.

Regina von Uh, die Letzte eines ahnenreiches Geschlechts, die verwaiste Tochter eines Militairs und Beamten, warum lautete diese Erklärung der ehrlichen Marie Willig doch wie ein Scherz, oder gar wie eine Lüge? Hatte sie ihre Kameradin jemals scherzen hören? Hätte sie ihr eine Unwahrheit zutrauen dürfen? Nur eine Uebertreibung? Nimmer.

Die Vorführung einer festlichen Scene, kaum eine Woche von dem heutigen Maientage zurückdatirend, wird genügen, den Leser über diesen Zwiespalt aufzuklären und ihn in dem bisherigen Lebenskreise unserer beiden Heldinnen bekannt zu machen. Denn mit zwei Heldinnen statt der üblichen einen werden wir uns zu beschäftigen haben, wenn das Plus auch kunstmäßig als ein Minus erachtet werden sollte.

Poltern! Eine wohllöbliche Ortspolizei tractirt den lustigen, alten, deutschen Brauch quasi als Krawall. Wird sie aber die halbe Stadt in Buße nehmen wollen und, wer weiß, die Frau Bürgermeisterin an der Spitze? Und wenn auch? Was Alle büßen, büßt Einer mit. Gepoltert wird doch!

Haus bei Haus liegen seit Morgens Töpfe und Tiegel, Schüsseln und Kruken aus dem Scherbenwinkel hervorgesucht; manches noch brauchbare Stück, je wuchtiger um so dienlicher, ist von dem Küchenbrette ausgesondert. Hinter allen Thüren lauscht ein ungeduldiges Gesicht: da der Lehrbursche, dort die Magd, am Fenster die Madame; selber der ehrsame Hausherr kehrt ein Stündchen früher von der Kegelbahn zurück, den leeren Krug statt des gefüllten in die Hand zu nehmen.

Haben denn Maientage allezeit sich endlos wie der heutige hingezogen? Will kein Wölkchen über die zierliche Mondsichel schleichen? Ein Wölkchen, das Regen bedeutet und Segen der Braut, zwar nicht in den Kranz, in den hat es schon einmal geregnet, in die ehrbare Wittwenhaube jedoch, der ja wohl auch noch ein Segensträpfchen zu Gute kommt. Blick für Blick ist nach einem stattlichen Hause gerichtet,

dessen breite Gartenflucht sich hinterwärts in ein zugehöriges Ackerstück verläuft; nach dem blanksten Hause im Städtchen, das doch ein gar blankes Städtchen ist, wie manche, die gelassene Hantierungen treiben und an welchen die Dampfrosse meilenfern vorüber brausen.

Nein, Nacht wird's heute nicht. Voran denn im Zwielicht. Ein donnernder Krach! Schallendes Gelächter! Das alte Geschirr ist aufgebraucht; von morgen ab wird in neuen Schüsseln angerichtet. Das Feuer eröffnet, geht's Schlag auf Schlag, Tracht auf Tracht. Kein Fest ohne Knall. Böller oder Töpfe, jedem sein Scherz!

So draußen. Drinnen aber, wir sagten es ja schon, ist es kein Kranzfest, das vorgefeiert wird. Noch eine freie Nacht und die wohlconditionirte verwittwete Frau Meisterin hat ihren Werkführer, den „Pariser", zum Mitregenten, nicht wesentlich ihrer Person, die ist Nebensache vor der Hand, aber ihres Putzkästchens von Haus und ihres weitangebrachten Schuhgeschäfts erhoben. Darum strahlt auch ein Siegerglanz über den rundlichen Wangen des angehenden Bürgers und Meisters, während auf den noch rundlicheren und reiferen der Braut der Alltagsausdruck des Behagens,

nur eine unmerklich höhere Schattirung angenommen hat.

Die große Werkstube im unteren Geschoß ist ihres Geräths entleert; die hohen Glasschränke längs der Wände, welche den Schuhvorrath aller Größen und Güten bergen, zieren den Raum statt ihn zu sperren; ein würziger Lederduft mischt sich mit dem warmen Brodem der vielgestaltigen Kuchen, die vorläufig als Ornament, auf der weißgedeckten Mitteltafel prangen, während in einem Eckwinkel ein Tischchen schier unter der Last der so nützlichen als angenehmen Festgaben zu brechen droht. Wer kein Geschenk zu bringen hat, bringt seinen Witz. Gereimt oder ungereimt werden Rührung und Jocus nicht gespart, Thränendrüsen und Lachmuskeln nicht geschont. Unter der Thür zeigen sich bereits die beiden Stadtpfeifer, die nach dem Schmaus zum Tanze aufspielen sollen; die jungen Hausgesellen und ihre Collegen harren trippelnd des ersten, lustigen Bogenstrichs.

Ueber der zarteren Hälfte der Gäste, der, welche sonst vorzugsweise einen solchen Festtag zu feiern versteht, lagert dahingegen eine unwetterkündende Wolke. Eine neben die andere gereiht, sitzen die Gehülfinnen

des Geschäfts geputzt und aufgewichst, bebändert und bekräuselt vom Scheitel zur Zeh, die Gesichterchen aber halb sorglich, halb ärgerlich nach einem teppichverhüllten Kasten im Eckfenster gerichtet, aus welchem, wie im Mährchen, ein unheimlicher Störenfried zu spuken scheint.

Nur eine einzige hat sich die Lust nicht vergällen lassen; die Kleine, welche häuslich gekleidet und fröhlich schäfternd im Dienste der Wirthin hin und wiederläuft. So apfelroth glänzen ihre Grübchenwangen und so goldbraun strahlt das Augenpaar, als gälte es die Feier des eignen Polterfestes. Sie scheint Kindesrechte und Pflichten im Hause zu üben; alles wendet sich an sie. „Miekchen dies, Miekchen das!“ schallt es hinüber und herüber. „Goldmädchen“ hier, „Goldtochter“ dort, ruft die Meisterin sie an, und jeder flink und froh geleistete Dienst wird mit einem Kopfnicken, oder zärtlichen Backenklaps von ihr gelohnt. Des Miekchens Blicke aber ruhen nach jeder Mühe, wie zur Erholung, einen Athemzug lang auf dem fremden, schmucken Gesellen, der unerwartet beim Feste eingetroffen ist und hinter dem Stuhle einer Anderen, der Ersten oder Letzten in der Reihe, wie gebannt steht.

Diese Andere aber welch ein Widerspiel der hellen, behenden Marie! Und von ihr nicht allein; auch aus dem Kranze der Uebrigen hebt sie sich hervor wie, ei nun, wie etwa ein Reh, das sich unter eine Lämmerheerde, oder wie ein schwarzer Schwan, der sich in einen Gänschenschwarm verirrte, so schlank und dunkel und still. Sie zischelt mit keiner Nachbarin; ja, sie hat keine Nachbarin, wenn Miekchen nicht in Ruhepausen auf den leeren Platz an ihrer Seite flüchtet; sie lacht bei keinem Scherz; bei gefühlvollen Anspielungen füllen sich ihre Augen ebenso wenig, als sie auf den dämonischen Kasten in der Ecke gerichtet sind. Ein Ausdruck von Unlust, von Zwang oder Pein ist in ihren Zügen gleichsam eingefroren; die feinen Lippen pressen sich schweigsam über einander; sie bewegt sich wenig, mit natürlicher Ruhe; giebt sie auf eine Frage Bescheid, so geschieht es wie um Gotteswillen, mit gedämpfter Stimme und reinem Laut, frei von dem unverwüstlichen Tonfall ihres Daheim. Nur wenn der schöne Gesell hinter ihrem Stuhl sich strahlenden Auges zu ihr niederbeugt, fliegt es einem Lächeln ähnlich über ihr Angesicht, ohne daß aber auch dann der innerliche Zwang sich zu lösen scheint. Es treibt sie etwas und etwas Anderes hält

sie zurück; sie möchte, sie sollte vielleicht, und sie kann es nicht.

Auch in der Wahl des Anzugs unterscheidet sie sich von den Genossinnen; in dem glattgewundenen Haar, dem feinen Stoff des dunklen, dicht am Halse schließenden Wollenkleids; in dem einzigen Schmuck einer purpurnen Kamelienblüthe im Gürtel. Sie allein in der Gesellschaft trägt Handschuhe und von so trefflicher Sorte, daß die zartgegliederten Finger, die schlanken Nägel, das feine, runde Handgelenk wie unter einem Wachsguß zu erkennen sind. Ist sie schön? Für den Kreis, in den sie gestellt ist, keineswegs. Der schlanke Kopf mit dem anschmiegenden kleinen Ohr, den leise geschwungenen Nasenflügeln und halbbedeckten Augen, das bleichbräunliche Colorit gleichen dem eingeborenen Typus zu wenig, um als Reize gewürdigt zu werden. Der drallen, handfesten Meisterin scheint sie sogar ein Dorn im Auge zu sein, und nur der fremde Gesell bekundet mit jedem Blick einen außerheimischen Geschmack. Sie selber äußert durch keine Miene weder ein Wohlgefallen, noch ein Mißtrauen gegen ihre Person. Sie ist, wie sie ist. Ja, die Gleichgültigkeit dieser Lebensgenossen mag

ihr weit eher zur Befriedigung, als zur Kränkung gereichen.

Der scenische Theil des Festes war auf der Gipfelhöhe zum Abschluß gelangt, als der „Groitscher", ein neckischer Obergesell, gravitätsch auf einem Beine stelzend und mit der Zunge rassend, aus dem Schnabel des prophetischen Hochzeitsvogels das Carmen entrollt hatte, das als Band um ein Wickelpüppchen geschlungen war; ein Scherz, der an keinem Polterabend seine Wirkung verfehlt. Tusch der Fiedler unter der Thür; endloses Gekrach auf der Straße, ein Sonnenstrahl über dem verdrossensten Mienenspiel! Nur die Besondere auf dem Eckplatze läßt die Mundwinkel, wie im Ekel, so tief niedersinken, daß die bräutliche Wittwe, die es bemerkte, ihrer Galle Luft machte mit einem lange schon drohenden Augenblitz.

„Du drüben, Finnuhn," ruft sie giftig, „Du brauchst nicht inwendig auszuspucken bei einem honetten Väterschwank, wenn er auch heute nicht gerade an seinem Platze ist."

Ohne eine Silbe zu erwidern, ohne das leiseste Zeichen von Beleidigung oder Scham blickte das Mädchen vor sich nieder. Die Meisterin aber kehrte

sich mit einem freundschaftlichen Rippenstoß lachend zu dem letzten Acteur: „Nichts für ungut, Groitscher, aber Euer Gutfreund kommt um eine Mandel Jahre zu spät. Alles zu seiner Zeit, hat mein Brodherr, der Schulmeister gesagt. Für die Wickeldocke ist gesorgt. Gelt, Fritzemann?" fragte sie, indem sie rechts und links einen Taps auf die Pausbacken ihres halbwüchsigen Sprößlings spielen ließ.

Ueberhaupt entfalteten die Hände der bräutlichen Frau eine ihrem Mundwerk entsprechende Rührigkeit. Fuchtelnd und tätschelnd auf lebenden, wie leblosen Gegenständen, enthüllten sich ihre Stimmungen in den ausdrucksvollsten Uebergängen.

„Nun aber nehmt Platz und laßt's Euch schmecken," rief sie in die Runde. „Das liebe Gut ist dafür da."

Der lautschallenden Einladung wurde mit Feuereifer Folge geleistet. Im Nu standen die Bänke vor die Tafel gerückt; die Gäste machten bunte Reihe. Die Braut am oberen Ende hinter der Kaffeekanne, der Bräutigam am unteren hinter der Punschterrine, versahen das Schenkenamt; Miekchen und Fritzemann mit den Lehrjungen um die Wette, machten unermüdlich im Bedienen und Nöthigen, die Runde. Die Kuchen-

berge verschwanden im Handumdrehen; immer neue Trachten mußten zugeführt werden. Der heimliche Verdruß hatte dem Appetite der Schönen keinen Abbruch gethan, der gestillte Appetit aber neuen Nähr- und Gährstoff für den heimlichen Verdruß gezeitigt.

Nur die stille „Finnuhn", die nach einem sehnsüchtigen Blick auf die Thür, halb wiederwillig, kaum die Stuhlkante berührend, an der Seite des fremden Gesellen Platz genommen hatte, kostete wenig anderes als das Glas frischen Wassers, das sie sich mit einem knappen Wort von jenem erbeten hatte, und ließ die zornigen Pfeile unbeachtet, welche die Hausfrau ob dieser neuen Beleidigung zu ihr hinüberschoß.

Der Pflicht des Einschenkens und Nöthigens war genug gethan; die Braut ließ sich zu eigner Herzstärkung an der Seite des glücklichen Parisers nieder. Die flatternden, rothen Haubenbänder wurden zurückgeworfen, die Zipfel der weißen Leinenschürze dem Bruststück des blauen Kattunüberocks vorgesteckt; ein Flötzgebirge aller Kuchensorten lag hinter der Kaffeetasse aufgeschichtet. Der Bräutigam schenkte ein: Der Augenblick, in welchem die langverhaltene Mine platzen sollte, war gekommen.

„— Es ist aber doch ein Unrecht —!" brummte

die größte und keckste der Gesellschaft mit einem bösen Blick auf den Kasten im Winkel.

„Ach, ein Unglück!“ winselte eine Kleine, die in Betracht eines angeborenen Hinkebeins das „Lahmeichen“ hieß und im ärmlichen Kleidchen am äußersten Ende an Marie Willig's Seite Platz gefunden hatte.

„— Ein Unrecht, ein Unglück —!“ wiederholte es im Chor. „Ein Malefiz, ein Malheur!“

Gewitterschwüle Pause, bis die Herrin des Zauberkastens ihre hochfeuerige Nase aus der Kaffeetasse erhoben und mit einem energischen Schluck das Zuckerbröckchen zwischen ihren Lippen beseitigt hatte. Dann ein Blitzflackern in die Runde; ein Donnerschlag mit beiden Fäusten auf den Tisch. „Ein Unrecht nennt Ihr's, ein Malefiz? Ei, Ihr Wetterkröten!“

Aber lassen wir das Zorngeköch brausen und schäumen, die Grundsuppe blieb: „Ohne Steppmaschine kein Fortkommen mehr im Schuhgeschäft.“ Der Pariser, welcher jeden Satz seiner Zukünftigen durch einen zustimmenden Gestus begleitet hatte, erlaubte sich mit der Bemerkung für sie einzutreten, daß seine werthgeschätzte Frau Meisterin anderen Concurrenten nur das Prävenire gespielt habe, daß alle Chancen der Neuerung sich jedoch auf ihrer Seite

befänden, da seine Wenigkeit, mit Bescheidenheit zu vermelden, draußen in Paris in der Hantierung der Maschine coulant geworden sei, in welche die Anderen sich erst nach schwerem Lehrgeld einzuexerciren haben würden.

„Nun, da habt Ihr's, da habt Ihr's, wie es schmeckt und riecht,“ resumirte die Meisterin. „Ich schaffe das Ding an für theures Geld; ich spanne mich in's Ehejoch mit Einem, der's zu regieren versteht, anstatt von vornherein die Bude nur gleich zuzuschließen und Gesellen und Einfaßmädchen mit den Stepperinnen zum Tempel hinauszujagen: und zum Dank für Unkosten und Plack ein Zetergeschrei über das Malefiz.“

Der Bräutigam erstarb schier in unterwürfiger Anerkennung des Opfers, dessen seine Person gewürdigt worden war; die Genossenschaft schwieg in Ermangelung triftiger Einwände; die Wittwe aber fuhr nach einer kräftigenden Labung, von der Noth zur Tugend ihres Gegenstandes übergehend, also fort:

„Was aber das Malheur anbelangt, so hält es noch weniger Stich, als Eure Dummheit von dem Malefiz. Contrare! ein Segen ist's, im richtigen Lichte besehen. Ein Segen, der dem Hauswesen und

dem Geblüt und der Nachkommenschaft zu Gute kommt. In Gold sollte der Landesvater den Erfinder fassen lassen. Ich sage: wenn erst in jeder Branche so ein künstliches Rad- und Nadelwerk schnurrt, dann werden wir auch wieder rothbäckige Ehefrauen erleben, die mit der Muttermilch nicht zu geizen brauchen. Ein Artikel, der bei der Stubenhockerei alleweile schmählich rar geworden ist."

„Und in der Zeit werden wir Jetzigen Hungers gestorben sein. — Was sollen wir anfangen? — Womit sollen wir uns hinbringen?" spotteten und jammerten die Mädchen im Chor.

Die würdige Frau war nicht um eine Antwort verlegen. „Dienen sollt Ihr, Trinen," eiferte sie, „dienen! Kindsmädchen, Hausmädchen, Köchinnen, kurz und bündig: Mägde sollt Ihr werden. Alle Hagel, so lange die Weltmaschine im Schwunge geht, wird einem rechtschaffenen Dienstboten kein Räderkasten in's Handwerk pfuschen."

„Dienen, Dienstbote!" höhnte achselzuckend die dicke Karline, während die Augen der Anderen in verwandten Stimmungen Ecken und Winkel suchten und nur die dunkle Finnuhn regungslos in's Leere starrte.

Die Meisterin aber wetterte Hagel und Sturm. „Schämt Euch, Ihr Großbrode!“ rief sie. „Bettelstolz, unter der Blume zu reden, Bettelstolz, nennt man das. Und Du, Finnuhn, streich Deine Uhumienen ein! Was ist Deine Mutter besseres gewesen, als eine Magd? Was sind die Mütter von Euch Gelbschnäbeln sammt und sonders gewesen, als ehrbare Dienstboten, die im fremden Hauswesen erlernt haben, was sie im eignen angebracht? Und ich, ich,“ sie klatschte auf die Körperfülle, welche die steife, weiße Leinenschürze bedeckte, „ich, wie ich geh' und steh', eine Frau bei der Stadt, eigen Haus und Feld und ein Geschäft, das über die See hinüberreicht und das, ging Noth an Mann, noch ein Dutzend versorgen könnte neben der einzigen Pflanze,“ Fritzemann's Flachskopf wurde mütterlich gerüttelt, „der zu Liebe ich meinen Werkführer zum Meister erhebe,“ der Pariser erwiderte einen schmeichlerischen Rippenstoß mit einer dankbaren Verbeugung; „denn was die eigne Person anbelangt, mit der Erklärung,“ eine kräftige Berührung der Schulter des Altgesellen begleitete dieselbe, „mit der Erklärung diene ich Euch, Groitscher, von wegen Eures Gutfreunds in der Ecke dort, also was die eigne Person anbelangt, die hätte

sich zur Ruhe setzen und die Hände im Schooß ihre Tage beschließen können; so weit wären wir, Gott sei Dank! Aber von wegen des Fritzemann, bis der in die Jahre kommt, mußte das Geschäft seinen Fortgang nehmen und ohne einen dauerhaftigen Werkführer hatte das seinen Haken."

Der Fritzemann wurde noch einmal handgreiflich auf das mütterliche Opfer aufmerksam gemacht; während der erkorene Meister in schicklicher Unterwürfigkeit schier zu Boden sank. Die Meisterin schüttelte die Brosamen von der Schürze und kehrte von der Abschweifung zu ihrem Ausgangspunkte zurück.

„Also, Ihr Mädchen, seht mich an, so wie ich geh' und steh' würde mein Seliger mich genommen haben, wenn ich ein blasses, geschnörkeltes Steppmamsellchen gewesen wäre, oder eine vom Handschuhfach, oder meinetwegen vom Rauchwerk, die anderer Orten im Flore sind? Oder gar so ein Ausschuß von einer Fabriktrine, die Gott, verzeih mir die Sünde! mit dem Lüdrian von Mannsvolk um die Wette, Cigarren dreht? Ja, Prosit! Mein Seliger wußte, wo Barthel Most holt. Nach einer Dienstmagd langte er; nach einer Magd, die ihre Zeit in einem rechtschaffenen Hause ausgehalten hatte. Und

wer in des Schulmeisters Hause, gelt Gottholdchen, gelt Marie? Wer in Eurem Vaterhause seine Probe bestanden, na, Eigenlob und so weiter, Silentium! hat mein Brodherr, der Schulmeister gesagt. Und der Schulmeister der hatte so Worte, die auf alle Gelegenheiten passen wie das Evangelium. Item, eine Magd bin ich gewesen; nichts mehr, nichts weniger; eine richtige Magd! Und mein Fritzemann, wenn er in die Jahre kommt und an's Eigene denkt, merk's Fritzemann! auf die Batzen bestehe ich nicht, dafür ist gesorgt, Gott sei Dank wiewohl ich sie als angenehme Zubuße nicht verschmähen will! Bewahre mich, bewahre mich! Eine Bürgerstochter mit vollen Kisten und Kasten, merk's Fritzemann! Besser ist besser!"

Die Hände der feurigen Frau flogen nur so rechts und links. Sie stürzte eine Labung hinunter, welche der galante Bräutigam ihr im Unterschälchen kühl geblasen hatte und fuhr, ohne aus dem Flusse zu kommen, in ihrer denkwürdigen Meisterrede fort:

„Je dennoch hängt er, der Fritzemann nämlich, hängt er sein Herz an ein rechtschaffenes Dienstmädchen, na, kommt Zeit, kommt Rath! hat mein Brodherr, der Schulmeister gesagt. Contrare, ein Steppmädchen oder Einfaßmädchen, oder eine Schneider- und Putz-

mamsell, die wollt' ich fenstern! Rund heraus: Unter Hunderten Eurer Sorte und von der Besten obendrein, ist nicht das Zeug für eine einzige richtige Bürger- und Professionistenfrau. Denn ein Einfaß, eine Steppnaht an einem Schuh, den ein Anderer zugeschnitten, ein Dritter vorgerichtet hat und der Vierte besohlt; geschickt und fleißig sein, seine Stunden inne halten ohne aufzugucken, allenfalls auch was Ganzes zu Wege bringen, ein Kleid, oder einen Hut: richtige alte Jungfern schafft's meinetwegen, aber für eine Haushaltung, da schafft's noch lange nicht. Und feine Streichelfingerchen haben, in müßigen Gedanken die Dame spielen, merk's Finnuhn! nach Sonnenuntergang durch die Gassen schleichen, nicht blos um sich die lahmen Füße auszutreten, und den krummen Buckel einmal grade zu richten, merk's Karline! einen Sonntag wie alle aufgewichst zu Tanze ziehen und das Restchen Lunge vollends fortzuwirbeln, na, das, das schafft's erst recht nicht.

„Contrare, bei einer Magd, da heißt's die Augen offen, die Hände überall zu haben und Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke. Immer Allegro! Den Schlaf aus den Lidern! Vom Boden zum Keller, treppauf, treppab wie ein Wetter! Alleweile gescheuert,

in der nächsten Stunde gewaschen.. Da schreit das Kind und muß umgewickelt werden. Da ruft die Frau und will den Topf über Feuer haben. Da gilt's helfen und fertig bringen nicht blos einen Schuh, oder sonst ein Habit, aber Alles und Jedes, was All und Jeder, jung oder alt, hoch oder gering, gesund oder krank zu seiner Nothdurft verlangt. Da giebt es keine regelmäßige Feierstunde und selten einen Tanz; aber dann einen aus Herzensgrunde. Da giebt's rothe Backen und einen gesunden Appetit; da schläft sich's ohne Gebresten und wacht sich's ohne Träumerei. Die treuen Mägde sind die Rekruten für uns Handwerkerfrauen und nicht die Mamsellen, die ein Kasten, wie der dort, ersetzen kann. Die treuen Mägde, dabei bleibe ich. Sela!"

„Man sollte es drucken lassen und unter Glas und Rahmen fassen," murmelte der Pariser, während die Rednerin durch einen herzhaften Zug aus seinem Glase neue Kräfte in sich sog.

Die aber, denen die Ansprache gegolten hatte, schienen nicht gleicher Weise von ihrem Inhalt erbaut. Je schärfer die harrende Mühsal in die Augen sprang, um so finsterer zogen sich die Brauen zusammen. Das Lahmeichen weinte, Marie Willig blickte gedanken=

voll in ihren Schooß; die stille Finnuhn saß unbeweglich, nur noch einen Schatten bleicher dennzuvor.

„Aber die Mannspersonen denken nicht wie die Frau Meisterin,“ ließ sich nach einer Pause eine Schöne vernehmen, welche die keimenden Silberfäden des Scheitels hinter einem Schleifenwalde verbarg. „Ein anständiger Bürgersohn schämt sich heut zu Tage eine Jungfrau aus dienstbaren Verhältnissen zum Altare zu führen.“

„Und die Liedertafel hat expreß einen Artikel aufgesetzt, keine Dienstmädchen zu ihren Tanzkränzchen einzuladen,“ fügte die Karline hinzu.

„Weil heutigen Tages die Mägde danach sind,“ eiferte die Advokatin der Dienstbarkeit, „Faullenzerinnen, Rumtreiberinnen. Weil, wer für Matz sich giebt, für Matz genossen wird. Weil nur die schlechteste Sorte noch Dienste nimmt und selber die Beste mit sauerem Gesicht ihr Amt versieht. Eine andere Herrschaft jedes Quatember. Kein Brod weiß und kein Lohn hoch genug; Sonntag für Sonntag ein Plaisir. Hier zu Lande sogar und gradatim desto toller. Amerikanisch wird's titulirt. Erzähle mal, Gottholdchen, von der Narrethei, der Du Winters in Deiner Hauptstadt beigewohnt hast.“

Der Sohn des seligen Brodherrn, welchem für jede Gelegenheit das zutreffende Wort nicht gemangelt hatte, unser schmucker fremder Gesell zögerte nicht, dem diese Einladung begleitenden wohlwollenden Backenstreiche Folge zu leisten. In behaglicher Breite, mit nachgeahmten Stimmen, Gesten und Manieren, trug er die Schnurre eines Ballfestes vor, auf welchem in elegantem Miethslocale und im abgesetzten Staate, wie unter Titulaturen, Würden und Pseudoordenssternen ihrer respectiven Herrschaften, Jungfern und Lakaien sich in äffischer Weise erlustigt hatten. Seine Erlaucht, der regierende Graf So und So, bietet der edlen Baronesse So und So die Fingerspitzen zur eröffnenden Polonaise; Seine Hochwürden, der Herr General-Superintendent, hüpft den Schottischen im Arme Ihrer Excellenz der Frau Hofmarschallin; die reiche Banquierswittwe aber beißt sich vor Aerger die Lippen wund und kehrt dem hochadeligen Garde-Lieutenant, der sie schlechthin als Madame engagirt hat, den Rücken, um holdselig lächelnd, als „gnädigste Frau“, den bürgerlichen Herrn Geheimen Ober-Regierungsrath mit der Zusage ihrer Tischnachbarschaft zu beglücken.

Mitten im Vortrage stockte der geläufige Farceur; ein finsterer Blick seiner schweigsamen Nachbarin hatte

ihn getroffen. Die übrige Gesellschaft aber jubelte hell auf. Mancher der widerwilligen Dienstexpectantinnen war die bittere Pille der Unterwürfigkeit durch die Aussicht so vornehmer Spiele überzuckert worden. Galt es einmal ein Sclavenleben, nur in der Hauptstadt sollte es gesucht werden, wo die harte Kette wenigstens übergoldet war.

Die Besonnenen fühlten sich freilich nicht so leichthin getröstet, und nachdem das Gelächter sich beschwichtigt hatte, hob da und dort die Litanei von Neuem wieder an. „Ein Leben voll Plack und das Ende vom Lied der Spittel!“ lautete der Refrain, dessen unwiderleglichen zweiten Hälfte gegenüber die Advokatin des Mägdethums kleinlaut die Segel zu streichen begann. Als nun aber, durch ihre Schwäche ermuthigt, der murrende Chor weiterhin argumentirte: „Buckeln und unterducken, sich schuhriegeln und über die Achsel bekieken lassen; niemals sein eigner Herr sein, niemals seinen eignen Willen haben,“ da gewann die würdige Frau jach wieder Oberwasser. Sie sprang in die Höh' und stampfte mit dem Stuhlbein auf den Boden, daß Kannen und Tassen gegen einander klappten.

„Da, da sitzt der Knoten,“ wetterte sie, „und

das ist die Krone von Bleichsucht, und Putzsucht, und Schwindsucht, und häuslichem Nichtsnutz! Der Hoffarthei schwillt der Kamm! Die Zucht kommt abhanden über der einsamen Büffelei; der richtige Gehorsam und das richtige Commando. Denn wer nicht pariren gelernt hat, lernt auch nicht regieren und seitdem es so erbärmliche Dienstmägde giebt, giebt es auch solche Rangen von Gassenbrut. Dienen muß Jedwede und Jedweder auf der Welt; auch der Höchste; das ganze Leben ist ein Dienst, hat mein Brodherr, der Schulmeister, gesagt. Die willig dienen sind die Glücklichen, und wer im Guten nicht dient, verfällt dem Bösen, oder der Narrethei!"

Mit dieser moralischen Schlußanwendung hielt die Frau Meisterin die Kritik der Steppmaschine für erledigt, und da gleichzeitig die eßbaren Stoffe auf der Tafel erledigt waren, rückte sie ihren Stuhl, wischte sich mit der Schürze den Mund und wünschte gesegnete Mahlzeit die Reihe entlang.

Marie Willig nahte sich ihr mit einem Händedruck und den Worten: „Du hast mir zu Herzen gesprochen, liebe Dorothee!"

Ein Schwall des Widerspruchs von allen Seiten folgte dieser Zustimmung:

„Die hat gut reden,“ hieß es; „die mit dem eignen Haus. Der Glücksvogel, dem Erbschaft und Kindsrechte nur so im Schlafe zugefallen sind; die braucht nicht zu dienen, Goldmarie, der kleine Millionair!“

Nun aber die Donnerrede, die dieses Höhnen hervorrief!

„Nein, die braucht nicht zu dienen,“ schrie die Wirthin mit bisher kaum angedeuteter Lungenkraft, indem sie ihrem erröthenden Liebing beide Wangen streichelte; „die braucht nicht zu dienen, aber die dient. Die braucht's nicht zu lernen, denn die versteht's. Die dient allerorten und allerzeit; nicht aus Noth, nicht um Lohn und Brod, die dient um Gotteswillen. Das ist die Rechte; das ist eine Magd. Marie, das heißt Weib; Weib, das heißt dienen, hat ihr Pathe, mein Brodherr, gesagt, als er der armen Waise den Namen eingebunden hat; und hätte sie eine Million statt der elenden Hütte, die Ihr ein Haus nennt, Neidhammel, die Ihr seid, Miekchen Willig, die Goldseele, sie diente doch!“

Die Kameradschaft schwieg, im Grunde mit aufrichtiger Zustimmung. Der Bräutigam aber eifersüchtig angestachelt, ob dieses Preises aus hohem

Munde, nahte sich mit der Betheuerung, daß auch er sich's zu Pflicht und Ehre rechnen werde, lebenslang der gehorsame Diener seiner werthgeschätzten Frau Meisterin zu sein. Der Groitscher klappte neckisch mit dem riesigen Pantoffel, der neben dem Gutfreund auf dem Gabentischchen parodirte; alles lachte überlaut, die Braut am lautesten. Die Fiedler stimmten ihre Geigen und während die Lehrlinge die Tafel in den Hausflur rückten, Mieckchen die Brosamen zusammen kehrte, reihten sich die Paare zum ersehnten Tanz.

Das Lahmeichen empfahl sich thränenden Auges, nachdem es heute zu guter Letzt noch für genossene Wohlthat gedankt hatte. Die Wirthin nöthigte zum Bleiben, die arme Kleine aber schüttelte laut schluchzend den Kopf und hinkte nach der Thür.

Gotthold Fromm that einen Schritt ihr zu folgen, mit einem Blick auf seine Schöne aber zuckte er zurück und bevor er noch zwischen doppelten Ritterpflichten eine Wahl getroffen, hatte Marie Willig die Freundin unter den Arm gefaßt und war mit ihr verschwunden.

Das Brautpaar trat an die Spitze des Reigens, um, wie diese Nacht, so für's Leben wechsellos auch beim Tanze mit einander auszuharren; daß unsere

Wittmeisterin nicht unterhandeln ließ mit der ehemännischen Pflicht, eine Hausfrau flott zu erhalten, lange nachdem das ledige Mannsvolk sie außer Cours gesetzt hatte, wird einer besonderen Erwähnung kaum bedürfen.

Auch Gotthold nahte sich Reginen mit der Aufforderung. Sie schüttelte abweisend den Kopf und entfernte sich sonder Dank noch Abschied. Ein just nicht gastfreundlicher Blick der Wirthin begleitete sie; ihr Sprößling aber, unter der offnen Thür lehnend, trällerte ohne Scheu:

„Au, Dorothee verlaß mich nicht,
Wenn mich die Pauvreté anficht."

Mosjö Fritzemann wußte gar wohl, daß er in seinem Sang den Stolz der Armuth verhöhnte, wenn er einem unverständlichen Fremdworte auch den gewichtigen Mutternamen unterschob; ein Denkzettel rechts und links, daß jach die Backen schwollen und eine Wasserfluth den Augen entstürzte, konnte dem vorlauten Männchen daher nur von Nutzen sein. Nicht die handfertige Frau Mama, sein guter Freund aus der Residenz war es, dem er die Lection zu danken hatte, ehe derselbe, eine Zornesader auf der Stirn, der beleidigten Schönen nachstürzte.

Wiederum schallendes Gelächter wie aus einem Mund. Frau Dorothee aber öffnete ihre Gallenschleuse für diesen Abend zum letzten Mal:

„Es muttert sich in dem Buben!" rief sie aus. „Die schwarze Hoffarthei ist mir ein Operment. Was ist ihr Vater besseres gewesen als ein Hungerleider von Sergeant, der bei Jena ausgekniffen ist, eine Küchenmagd gefreit und seinen Schöpfer gedankt hat, den Ruheposten hier am Thore wegzuschnappen. Dumm genug war er dazu, aber doch klug genug, den Junker Habenichts unter der Hand in einen ehrlichen Finnuh umzuwandeln. Dahingegen die Regine, Gott steh' mir bei! In der Creatur ist die Urahne wieder aufgewacht. Nicht für tausend Thaler, nein meiner Treu, nicht für tausend baare Thaler gäbe sie das kleine v. vor ihrem großen U! Aber nur Geduld: das Weh wird nicht auf sich warten lassen! Denn der Liebesteufel, und der Naseteufel, und der Lustteufel, wenn die sich mit ihren Sparren in einem Hirne festgehakt, man hat Exempel, daß sie sich wieder verzogen haben. Aber der Hochmuthsteufel, der bricht Einem das Genick, oder man stirbt mit ihm an Altersschwäche. Die Regel gilt im Narrenspittel und außerhalb, hat mein Brodherr, der Schulmeister, gesagt."

Die Musik stimmte an; das Brautpaar eröffnete die Reihe. Schuhe und Stiefletten wackelten in den Schränken unter den wuchtigen Sätzen der Meisterin; der Pariser wiegte sich in den Hüften als ein Stutzer, der seinem Namen Ehre machte. Die jugendlichen Paare wirbelten hinterdrein; Sorgen und Nöthe schwanden vor dem ersten Geigenstrich. Dienen gehn in's fremde, volle Haus, Herr sein im eignen leeren Kämmerlein: die Frage wurde für eine lustige Nacht vertagt. Draußen aber krachten die Freudensalven. Dem Prinzen seine Böller, dem Volke seine Scherben, jedwedem sein Polterscherz!

Fortsetzung im zweiten Bande.

Druck von Otto Janke in Berlin.